„Krieg ist nicht an einem Tag vorbei!“

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.

„Krieg ist nicht an einem Tag vorbei!“

Erlebnisberichte von Mitgliedern,
Freunden und Förderern
des Volksbundes
Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.
über das Kriegsende 1945

Arbeit für den Frieden

Inhalt

Vorwort		*6*
Kapitel 1	***Flucht und Vertreibung***	***9 - 55***
Johanna Anderka	*Der Schrecken ist uns immer gefolgt*	*10*
Britta Paschke	*Schreckliches Ende*	*13*
Waldemar Zink	*Flucht am 8. Mai*	*16*
Rosemarie Schmacker	*Seid leise!*	*22*
Hella Helene Sörensen	*Zwischen den Zeiten*	*24*
Christine Rehder	*Rot–Bunte*	*29*
Inge Frost	*Fahrt in die Dunkelheit*	*34*
Karin Barden	*So kurz vor dem Ziel*	*37*
Karl-Heinz Drossel	*Der Tod im Straßengraben*	*40*
Gerda Klein de Madsen	*Ein richtiges Grab*	*44*
Flora Pütsch	*Die Zeit steht still*	*46*
Dr. Walter Jancke	*Vier Wochen Odyssee*	*49*
Ingeborg Döbereiner	*Die Sonne meint es gut*	*52*
Kapitel 2	***Sehnsucht der Soldaten***	***57 - 79***
Alfred Wetzstein	*Befehl verweigert – Leben gerettet*	*58*
Karl-Heinz Kraft	*Mit dem Floß über die Elbe*	*62*
Konrad Genz	*Der Tod im Kielwasser*	*65*
Hans-Günter Müller	*Kriegsmüde*	*69*
Franz Bauer	*Tod im Blütenregen*	*73*
Günter Richter	*Würdevolle Tat*	*77*
Kapitel 3	***Kinder im Krieg***	***81 - 124***
Annemarie Block	*Ein Grab blieb leer*	*82*
Gottfried Braasch	*Viel Krieg und wenig Frieden*	*85*
Dagmar Werner	*Der braune Affe grüßt nicht mehr*	*89*
Hallgerd Wagner	*Alles ist anders*	*91*
Helga Worpenberg	*Wieder daheim*	*96*

Alfred Pocher — *Ein paar Tränen* — *100*
Ursula Riebensahm — *Als die Nacht brannte* — *103*
Christa Reimann — *Der Tommy kommt!* — *107*
Winfried Harms — *„Helden“ zu Stubenarrest verdonnert* — *109*
Bärbel Knolle — *Narben des Krieges* — *112*
Johannes Seeliger — *Zwölf Uhr Mitternacht* — *114*
Gudrun Klaiber — *Die lächelnde Bunker-Puppe* — *119*
Ingrid Tschierschke — *Mein Russen-Riese* — *122*

Kapitel 4 — ***Frieden in der Heimat*** — ***127 - 183***

Ilse Körner-Völker — *Angst – Hoffnung – neues Leben* — *128*
Elisabeth Killian — *Anfang vom Ende* — *131*
Brigitte Jürgs — *Vermächtnis für unsere Kinder* — *139*
Karl-Heinz Bonk — *O, diese armen Jungs* — *141*
Erna Baumeister — *Die Geburt meines Sohnes* — *144*
Herbert Urban — *Das fremde Pferd im Erlitztal* — *146*
Günter Kirsch — *Schrecken schoss empor* — *152*
Helli Hoeft — *Keine brotlose Kunst* — *159*
Willma Hoffmann — *Die Eisenkammer über der Schmiede* — *161*
Emil Weiler — *Mahnende Kreuze* — *165*
Ursula Siebert — *Der fremde Ehemann* — *169*
Ursula Unverzagt — *Wir sind die Vorhut* — *172*
Wolfgang von Uckermann — *Amerikaner auf dem Hof* — *175*
Eva Müller — *Aber wir waren am Leben* — *177*
Ruth Möller — *Das Ende der Stille* — *180*

Kapitel 5 — ***Gefangen*** — ***185 - 212***

Hans Lützkendorf — *Unter freiem Himmel* — *186*
Adolf Strauch — *Der Glaube muss bleiben* — *190*
Wolfgang Kühn — *Frieden – aber keine Freiheit* — *192*
Emil Weigel — *Wo kommen wir hin?* — *195*
Helmut Preusche — *Am Boden* — *198*
Beatrix Krickendt — *Jetzt andersrum?* — *201*
Hans Günter Saure — *Furchtbarer Friede in Fort Knox* — *204*
Peter Leu — *Der jüdische Arzt* — *207*

Karl und Walter Stork *Wiedersehen in Tokio* *209*

Kapitel 6 ***Feind und Freund*** ***215 - 235***

Herta Dickmann *Russische Geburtshelfer* *216*
Walter Urban *Ostern 1945 in Spangenberg* *218*
Ursula Stricker-Pomati *Wenn Feinde zu Freunden werden* *221*
Gerda Klein de Madsen *Der stumme Nikolajew* *224*
Franz Jakesch *Das Schild über meinem Bett* *229*
Viktor Levengarts *Das alte Foto im Bücherschrank* *232*

Bisher in unserer Volksbund-Buchreihe erschienen *236*

Autorenbuchreihe "Erzählen ist Erinnern" *238*

Impressum *240*

Krieg ist nicht an einem Tag vorbei!

Volksbund-Mitglieder berichten, wie sie das Kriegsende erlebten

Reinhard Führer, Präsident des Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V..

„Krieg ist nicht an einem Tag vorbei!“ – so lautet der Titel dieses Buches, das der Volksbund zum 60. Jahrestag des Kriegsendes in Europa am 8. Mai 2005 vorlegt. Es ist ein Gemeinschaftswerk der Mitglieder, Freunde und Förderer des Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

Dem Motto „Mitglieder schreiben für Mitglieder“ sind über 1 500 Zeitzeugen gefolgt. Ihre gesammelten Erinnerungen vermitteln besonders der jüngeren Generation einen Eindruck davon, was Krieg für die Menschen bedeutet. Sie sind zugleich eine Mahnung für den Frieden.

Mit der Kapitulation des Deutschen Reiches sollten Anfang Mai 1945 die Waffen schweigen. Es wurde nicht mehr geschossen, keine Bombe fiel mehr. Viele empfanden die Stille in den ersten Tagen nach Kriegsende als unheimlich. Not und Elend bestimmten noch für lange Zeit das Schicksal der Menschen in Ost und West. Krieg ist nicht an einem Tag vorbei. Für viele der Zeitzeugen bleiben der Schrecken des Krieges und dessen Folgen unvergessen, er verfolgt sie noch heute in ihren Erinnerungen, ihren Träumen.

Davon erzählen die persönlichen Berichte unserer Mitglieder aus eigener Erfahrung. Es sind, sechs Jahrzehnte nach Kriegsende, unwiederbringliche Dokumente von steigender Bedeutung. Wer weiß, wie lange wir noch den Worten derjenigen Menschen Gehör schenken können, die das Drama des Krieges selbst erlebt haben?

Unsere Zeitzeugen haben sich für dieses so wichtige Projekt des Erinnerns und der Versöhnung viel abverlangt. Einerseits galt es, das persönliche Empfinden des Kriegsendes auf wenige Seiten zu konzentrieren, um möglichst viele Menschen zu Wort kommen zu lassen. Die wenigen Seiten dieses Buches können nur einen kleinen Ausschnitt des Erlebten fassen und erheben keinerlei wissenschaftlichen Anspruch. Dennoch eröffnet sich mit der Lektüre ein Kaleidoskop der Empfindungen einer Generation, die so viel Schreckliches erleben musste.

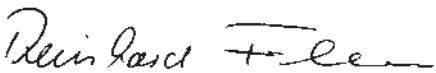
Andererseits war es für die Zeitzeugen nicht leicht, sich abseits von Vergessen und Verdrängung offen der eigenen Erinnerung zu stellen. Diese Offenheit, diese Anstrengung lassen sich deutlich an den Berichten der Soldaten, der Mütter und der Kinder ablesen. Sie berichten von Grausamkeiten auf beiden Seiten, von Angst und Ungewissheit – aber auch von Hoffnung und Freundschaft, die überkommene Feindbilder überwindet und zur Versöhnung mahnt.

Aus der Erinnerung an das Leid der Kriege und aus dem Gedenken an die Opfer erwächst der Auftrag, sich für Frieden, Freiheit, Gerechtigkeit und ein würdiges Leben für alle einzusetzen. Mit größer werdendem Abstand zu den historischen Ereignissen neigen einige Menschen zu der Meinung, dass der Krieg nun endgültig vorbei sei. Dem möchten wir mit der Aussage des russischen Generals Alexander Wassiljewitsch Suworow aus dem 18. Jahrhundert entgegnen: „Ein Krieg ist erst dann vorbei, wenn der letzte Soldat beerdigt ist.“

Nein, Krieg ist nicht an einem Tag vorbei. Dieser Satz gilt gerade für diejenigen Menschen, für die das große Leid von Vertreibung, Verfolgung und Gewaltherrschaft eigentlich erst nach dem 8. Mai 1945 begann. Auch meine Eltern reihten sich in die endlos scheinenden Trecks ein. Sie wurden aus dem Sudetenland vertrieben, kamen nach Österreich, wo ich auf der Straße während des Trecks das Licht der Welt erblickte.

Ohnehin waren es die Kinder und Mütter, die – obwohl unschuldig – am meisten zu leiden hatten. Ihre Zeitzeugenberichte ergänzen die Erinnerungen der Soldaten an der Front, in den Lazaretten, in Gefangenschaft oder auf der Flucht. Doch trotz all der Grausamkeiten, die in jener Zeit das Ansehen der Welt überschwemmten, gab es auch Momente der menschlichen Verbrüderung.

So möchte ich dieses Vorwort mit den Worten des Zeitzeugen Victor Levengarts schließen, dessen Vater damals als Rotarmist kämpfte und fiel: „Er starb nicht im Krieg mit dem deutschen Volk, mit Deutschland, sondern im Krieg gegen eine satanische Maschinerie des Bösen. Deutsche, Russen, Franzosen, Engländer ... – die einen wie die anderen sind wie Blumen, die auf einer Wiese wachsen, Kamillen, Glockenblumen, Kornblumen, Veilchen. Unter der Erde verflechten sich ihre Wurzeln. Sie sind Teil eines von der Natur gewebten Teppichs. Pflückte man eine Kamille, verbliche das ganze Muster, verlöre seinen Glanz, bliebe nicht vollständig. Es würde etwas fehlen."



Reinhard Führer
Präsident des Volksbundes
Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.

Kapitel 1

Flucht und Vertreibung

Johanna Anderka

Der Schrecken ist uns immer gefolgt

Schon morgens ist es ungewöhnlich warm für einen 8. Mai. Die ganze Nacht lärmt es von der Straße her. Jetzt sieht man zwischen den Militärfahrzeugen, Panzern und Geschützen auch Pferdewagen, hochbeladen, und Frauen und Kinder auf den offenen Ladeflächen der Laster oder dabei, mühsam Handkarren und Leiterwagen zu ziehen.

Das sind Flüchtlinge, höre ich. Auch wir sind geflohen. Schon im Januar, kurz nach meinem zwölften Geburtstag, haben wir vor

Dieses Foto von Johanna Anderka überstand die Wirren des Krieges, der offiziell am 8. Mai 1945 beendet wurde, dessen Schrecken aber weiter in den Herzen der Menschen als Mahnung für den Frieden lebt.

der näher rückenden Front meine Heimatstadt Mährisch-Ostrau verlassen, fanden Unterschlupf bei verschiedenen Verwandten und sind jetzt hier bei Onkel Arnold in Teplitz-Schönau in Nordböhmen (heutige Tschechische Republik) gelandet. Aber der Schrecken ist uns immer gefolgt, und jetzt dröhnt und rollt es unter dem blauen Himmel und das Getöse kommt näher. Um 12 Uhr mittags wäre es soweit und ich erkläre allen aufgeregt: „Bald bricht der Frieden aus!“ Aber ich weiß nicht genau, wie Frieden ist. Soweit ich mich zurückerinnern kann, war immer Krieg.

Wir hocken im Keller. Viele fremde Leute haben sich von der Straße hierher geflüchtet. In der Baracke und dem Schuppen von Onkels Fabrik lagern sie zwischen den stillstehenden Maschinen und um eine Feuerstelle auf dem Hof. Mittag ist lange vorbei und immer noch Krieg.

Flüchtlinge, ein altes Ehepaar, haben sich in Onkels Badezimmer die Pulsadern aufgeschnitten. Oma und Mama flüstern. Ich soll es nicht hören, damit ich mich nicht noch mehr ängstigen muss. Aber mehr Angst, als ich habe, gibt es nicht auf der Welt.

Irgendwann am Nachmittag hört das Getöse auf. Wir trauen uns bis an den Gartenzaun. Mitten auf der Straße brennt ein Auto. Das Pflaster ist übersät mit Zerbrochenem und Zerfetztem, das in der grellen Sonne glänzt.

Da liegt ein aufgeblätterter Taschenkalender. Ob ich den aufheben darf? Sicher sind noch unbeschriebene Seiten darin. Papier ist kostbar, kaum zu bekommen. Als ich mich bücke, fällt mein Blick auf ein Führerbild auf einer der Seiten. „Reiß den Hitler heraus“, befiehlt Oma. Bedeutet Frieden, dass sich alles ändert? Dass ich nicht mehr für den Führer schwärmen darf, nicht einmal mehr heimlich, wie bisher? Bedeutet Frieden, dass wir Deutschen nicht mehr die Guten sind, wie wir in der Schule lernten, die Herren der Welt? Und die anderen nicht mehr die Bösen, die Feinde, die wir besiegen müssen?

Nach dem tagelangen Lärm kommt mir die heiße Stille wie ein Deckel vor, der sich über uns stülpt und alles eng macht. Auch die Erwachsenen scheinen das zu spüren. Sie sprechen leiser, bewegen sich nicht mehr so heftig wie noch vor kurzem. Vielleicht ist Frieden ja so ähnlich wie nach Hause gehen und einfach so leben wie früher, aber ohne Fliegeralarm, ohne näher rückende Front, ohne Angst. Es gibt kein Leben ohne Angst.

Jemand rennt über den Hof und schreit: „Die Russen kommen!“ Mama sagt: „Zieh deinen Mantel an“. Ich schaue auf die Uhr, es ist Viertel vor neun. Von der Straße her setzt der gewohnte Lärm wieder ein: Räderrollen, Heulen, Rasseln, Schüsse.

Jetzt werden wir erschossen. Aus der Schule weiß ich, dass Russen ihre besiegten Feinde töten. Warum Mama unbedingt will, dass ich dabei meinen Mantel trage? Es ist doch noch immer so warm! Ob Erschossenwerden sehr weh tut?

Der Lärm schwillt an, pendelt sich ein, bleibt als gleichförmiges Geräusch. Es ist schon dunkel. Oma richtet ihr Bett. Alle reden wieder laut und wirr durcheinander. Einer sagt, die Russen wären harmlos. Ich solle an den Zaun gehen, sie würden Schokolade verteilen. Das glaube ich nicht. Erwachsene sagen nicht immer die Wahrheit. Manche haben vom Frieden gesprochen wie von einem Wunder, wie vom guten Ende eines schrecklichen Märchens, aber die beiden Alten in Onkels Bad fürchteten ihn so sehr, dass sie lieber starben, als in ihm zu leben. Ob ich jemals erfahren werde, was Frieden wirklich ist?

Britta Paschke

Schreckliches Ende

1945 war ich sechs Jahre alt und kann mich noch gut erinnern, wie froh und erleichtert ich war, dass Bombennächte und Luftschutzkelleraufenthalte nun der Vergangenheit angehören sollten. Fast nicht in Worte zu fassen ist dagegen das Schicksal der Familie meines Mannes Johannes Paschke (zwölf Jahre älter als ich), welches er vor Jahren in seinen Lebenserinnerungen niederschrieb. Er ist leider im Jahr 2002 verstorben.

Das letzte Foto, das Johannes Paschke im Jahre 1945 von der Front an die Familie schickte. Es kam wieder zurück – die Angehörigen hatten sich in den Freitod geflüchtet.

Zum besseren Verständnis sei noch erwähnt, dass die Familie meines Mannes in Dresden lebte und am 13. Februar 1945 aus der brennenden Stadt nach Borna, einem kleinen Dorf am Rande der Sächsischen Schweiz, floh. Dort ereignete sich Schreckliches. Mein Mann war zu dieser Zeit als Soldat in Russland und galt als vermisst.

„Am 8. Mai kamen die Russen über Nentmannsdorf und den Lauer ins Dorf. Gut Weber fiel ihnen mitsamt Frauen und Mädchen als erstes in die Hände. Alle schwiegen sich aus, wenn ich später danach fragte. Nur eine Aussage meines Vaters am Morgen des 9. Mai ist mündlich überliefert: ‚So eine Nacht wie diese überstehen wir nicht ein zweites Mal.' Die gnadenlosen Vergewaltigungen trafen Schwester, Mutter, ihre Freundin Fräulein Schramm und andere mit derart brutaler Härte, dass sie eine

Johannes Paschke mit Mutter und Schwester im letzten Fronturlaub, Dezember 1944.

Atempause nutzten, um in dem hinter dem Gut gelegenen aufgelassenen Kalksteinbruch Schutz zu suchen.

Doch am 9. Mai gegen Mittag wurde der durch Verwachsung Deckung bietende Bruch von den Russen umstellt und sie begannen, sich erneut der Unglücklichen zu bemächtigen. Im Näherkommen der Russen wurde die Panik so unerträglich groß, dass ein schon in den Vortagen erörterter Beschluss in die unausweichliche Familienkatastrophe führte: Mein Vater erschoss seine geliebte Tochter, meine Mutter, Fräulein Schramm und zuletzt sich selbst. Ihre Not muss eine wahnsinnige gewesen sein. Von einem überlebenden Mädchen ist bekannt, dass auch sie meinen Vater darum gebeten hatte, dass er sie ‚rettet', sie ‚mitnimmt'. Doch er weigerte sich.

In diesem halben Jahrhundert, das seither vergangen ist, habe ich weder die Kraft gehabt, mit dieser Überlebenden zu sprechen noch bin ich je in den Steinbruch hinabgestiegen. Begraben wurden sie alle von einem Freund unserer Familie, Herrn Busch, der ebenfalls das Kriegsende dort erlebte.

Fast drei Jahre brachte ich in 16 russischen Kriegsgefangenenlagern zu. Erst 1947 erreichte mich dort die schreckliche Todes-

nachricht. In meiner absoluten Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung erschien es mir als beste Lösung, in den Stacheldraht zu laufen. Kameraden verhinderten das.

1948 heimgekehrt, stand ich in jeder Weise und vor allem menschlich vor dem Nichts.“

Johannes Paschke mit seinem Vater Alfred.

Waldemar Zink

Flucht am 8. Mai

Die Sonne stand am 8. Mai 1945 bereits hoch am Himmel, als die Gefangenenkolonne auf der staubigen Landstraße nach Südosten in Richtung Cottbus weitermarschierte.

Soweit man blicken konnte, stand die neuerwachte Natur in den satten Farben des Maigrün, hier und da unterbrochen von kleinen Laub- und Nadelwäldern, die von der Vernichtung verschont geblieben waren. Hans hatte sich wieder ins Glied eingereiht und beobachtete alles ringsum mit wachen Blicken. Ab und zu sah er einen Kameraden im Wald verschwinden, weil dieser austreten musste, dort kurzerhand die Hosen fallen ließ und, ohne sich um die Kommentare der anderen zu kümmern, seine Notdurft verrichtete. Das gab wieder einmal für einige Minuten Gesprächsstoff: Zoten wurden gerissen, Zurufe und freche Kommentare reizten zum Lachen, man vergaß für Minuten die Not der Gegenwart.

Irgendwann würde der Kumpel wohl wieder auftauchen und seinen Platz in der Kolonne einnehmen, dachte Hans. Doch er wartete vergebens. Überhaupt fiel das in der ungeordneten Marschweise nicht auf; es gab kleinere Lücken, man rückte wieder auf, trabte weiter und versuchte Anschluss zu halten. Kein Mensch kümmerte sich um den Anderen. Man war Teil der Kolonne, war Masse Mensch, die den vorneweg marschierenden Leithämmeln nachzog, denen das Ziel überlassend.

Wo blieb dieser Mitgefangene? Ob er überhaupt noch zurückkehrte? Als diese noch nicht zu Ende gedachte Frage durch sein Gehirn zuckte, entstand bei Hans gleichzeitig die folgerichtige Idee: „Das kannst du auch. Das ist die letzte Möglichkeit, abzuhauen! Mensch, Hans, mach die Flatter!“ So bog auch er zum „Wasserlassen“ in den Wald ab. Nachdem endlich die letzte Gefangenenkolonne mit ihren beiden Bewachern seinen Blicken ent-

schwunden war, richtete er sich mühsam auf, ordnete seine Kleider und ruhte sich auf einem umgefallenen Baumstamm erst einmal aus, weil seine Beine fast gefühllos geworden waren.

„So, det hot jo geklappt“, dachte er laut, erhob sich und betrat wieder vorsichtig die Landstraße. Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Noch nie war ihm die Natur so unbeschwert vorgekommen. Frei und zufrieden mit sich und der Welt zu sein, dem Gesang der Vögel lauschen zu können und ohne Angst und Zwang sich bewegen, tun und lassen dürfen, was man will. Das war ein herrliches Gefühl.

So mochte er vielleicht fünf Minuten vorwärts gekommen sein, als unerwartet vor ihm um die Wegbiegung eines der radfahrenden Flintenweiber (bewaffnete Streife) auftauchte. „Verflucht noch emol. Däi hot mer groad noch gefehlt!“ Aber zu flüchten oder den rettenden Sprung in den Straßengraben zu machen, war es zu spät. Das Weib sprang vor ihm vom Rad herab und sprudelte sogleich auf Russisch los.

Hans verstand kein Wort, nur soviel, dass sein Fehlen wahrscheinlich entdeckt worden war und man ihn gesucht hatte. Ob man ihn verpfiffen hätte? Möglich war alles. Deshalb zog er die vorausbedachte Schau ab. Er verzog sein Gesicht, als ob er Schmerzen hätte, stützte sich schwerfällig auf seinen Besenstiel und quasselte ebenfalls los: „Bein kaputt, bumm, bumm, bumm – kaputt.“ Ärgerlich verfiel die Russin wieder in ihre Muttersprache und Hans antwortete: „Nix bonomai“, was heißen sollte, ich verstehe dich nicht. Doch dann waren es zwei Worte in dem Kauderwelsch, die von der Matka mehrmals ungeduldig wiederholt, ihm verständlich wurden, „Du farren? Du farren?“, als er hinter sich ein Pferdegespann herantraben hörte. Ei, die fragte ihn, ob er fahren möchte. Eifrig nickte er: „Dobsche, dobsche.“ Da war das Fuhrwerk schon heran. Die Matka stoppte das Gespann mit gebieterischer Geste: „Stoi!“ Der Kutscher kam dem Befehl sofort nach und brachte mit straffgezogenen Zügeln die beiden Pferde zum Halten. Hans kletterte mühselig auf den Bock und

zwängte sich auf dem Kutschbock zwischen den polnischen Kutscher und einen Landser. Die Peitsche knallte, die Pferde fielen sofort in Trab und die Fahrt ging los.

Der Planwagen war hochbeladen und behängt mit allem möglichen Gerät aus Haus- und Landwirtschaft. Im Inneren des Wagens saßen einige Frauen, Kinder und Männer, die zu dem Gefährt gehörten. Außerdem hockten noch zwei weitere deutsche Gefangene im Stroh. Sie waren also vier Gefangene, die der Pole mitnehmen musste. „No Gumbel, biste ooch vawundet?“, fragte der hinter Hans Sitzende im unverfälschten Sächsisch. „Du kannst ruhisch räden, die verstähn geen deitsch. Ich heeße Johannes, gannst aba Joschi zu mir soch'n.“ „Isch haaße aach Hans; des es jo en Zoufall: zwaamol 'Hans', abber amol en Sachse und e annermol en Hesse-Nassauer“, erwiderte Hans erfreut. So pendelte das Gespräch zwischen beiden, die sich auf Anhieb sympathisch waren, hin und her.

Nachdem sie fast die Spitze der Kolonne erreicht hatten, wurde der Wagen von dem Begleitkommando gestoppt. Während die Gefangenen weitertrotteten, musste der Pole Rede und Antwort stehen. Hans tat so als gehe ihn das alles gar nichts an. Er hockte zusammengesunken auf dem Bock und guckte weder nach rechts noch nach links. Er trug die Steppjacke lose um die Schultern gehängt und hatte den verwaschenen Filzhut auf, so dass man ihn nicht unmittelbar als deutschen Kriegsgefangenen erkennen konnte. Einer der Transportführer kletterte sogar noch auf das rechte Wagenrad, zog die Plane beiseite und nahm das Innere des Wagens in Augenschein.

Es waren bange Minuten, sowohl für die Polen als auch für die vier Deutschen. Aber alles schien für den Kontrollierenden in Ordnung zu sein. Er sprang vom Wagenrad und deutete mit dem typischen „Dawai, dawai!“ zur Weiterfahrt. Mit schnalzendem Peitschenknall und Anfeuerungsrufen setzte der Kutscher das Gefährt wieder in Bewegung und kutschierte rasch an der Gefangenenkolonne vorbei. Alle atmeten auf. Das war vorerst ge-

schafft. In der Ferne tauchten schließlich die Dächer eines größeren Ortes auf, der laut Ortsschild Calau hieß.

Das Passbild aus dem Sommer 1944 zeigt den damals 17-jährigen Waldemar Zink.

Die Pferde gingen nun im Schritt über das holprige Pflaster. Man näherte sich einer Kreuzung. Eine Rotarmistin mit einer gelben und einer roten Fahne regelte den Verkehr in die verschiedenen Richtungen der einmündenden Straßen. Den Planwagen winkte sie sofort rechts ab und wies ihn zu einer Hofeinfahrt, wo ein Rotarmist mit befehlender Geste die weitere Richtung andeutete. Den vier Deutschen schien es ratsam zu sein, sich möglichst schnell zu entfernen, falls es nicht verhindert würde. Man ließ sie auch unbehelligt aus dem Hof hinaus.

„Was machen wir nun?“, fragte einer der Landser. „Was maanst du, Joschi?“, fragte Hans, „isch maane, mer sollde uns westwärts absetze, die Geleescheheid es doch ginstisch.“ „Of mich gannste dich verloss’n. Mir zweie bleib’n beisamm’n“, war die feste Zusage von Joschi. Mit jedem Schritt weiter in Richtung Westen wurden sie sicherer, keiner hielt sie auf. Ein kleiner, geretteter zweimarkstückgroßer Kompass zeigte ihnen den Weg in Richtung Heimat. Nach einiger Zeit trafen sie eine jüngere Frau, die sie schon eine Zeitlang beobachtet hatte. Sie fragte geradeher-

aus: „Seid ihr Landser?“ „Naa, wir war’n es“, entgegnete Hans prompt. „Wir haben uns entlassen“, fügte er hinzu. „Kommt rasch herein. Ihr habt bestimmt Hunger“, lud sie die Frau ein und öffnete das Gartentürchen: „Da draußen ist es für euch zu gefährlich.“

Eine Küche, in der es nach Eintopfsuppe roch, ein Wohnzimmer mit Gardinen, Tischdecke und einem Blumenstrauß – das waren die ersten vertrauten Eindrücke, die beide wahrnahmen. Wie schmeckte die Suppe so köstlich, die Scheibe Brot: ein Wohlgenuss. Eine Tasse Eichelkaffee rundete das opulente Mahl ab.

Die Frau saß beiden gegenüber und beobachtete, wie es ihnen schmeckte. Sie machte einen verhärmten Eindruck und schien großen Kummer zu haben. Nachdem man sich vorsichtig mit Fragen und Antworten abgetastet hatte, sprudelten die Worte urplötzlich wie ein aufgestauter Wasserfall aus ihr heraus und sie berichtete weinend: „Ich wohne hier mit meiner zwölfjährigen Tochter. Mein Mann ist vermisst. Jeden Abend kommt ein sowjetischer Offizier hierher. Ich konnte den Kerl nicht hinauswerfen. Er hatte zunächst auf meine Tochter ein Auge geworfen; das Kind sieht zwar etwas älter aus, aber es ist doch noch ein Kind. Als er merkte, dass ich meine Tochter von ihm weghielt, hat er es auf mich abgesehen. Er wollte mich greifen. Da bin ich aus dem Fenster gesprungen. Aber er hat mich doch geschnappt und mich zurückgebracht. Dann hat er mich im Bett neben meiner Tochter vergewaltigt, das Schwein! Ich schäme mich vor dem Kind. Aber der Dreckskerl kommt jeden Abend. Ich schließe meine Tochter ein, damit er nicht an sie rankommt. Dafür muss ich herhalten. Ich fühle mich so gedemütigt. Am liebsten würde ich den Kerl umbringen. Lange halte ich das nicht mehr aus, oder ich bringe mich und meine Tochter um.“

„Das dürfen Sie keineswegs tun. Sie dürfen die Hoffnung nicht verlieren. Sehen Sie, wir versuchen auch, uns durchzuschlagen und haben allerhand hinter uns. Irgendwie geht es weiter“, widersprach Joschi, „und Sie schaffen es auch.“ Auch Hans meinte: „Es ist zwar ein schwacher Trost, aber wenn man den Krieg

unversehrt überstanden hat, so wie Sie noch gesund ist, Ihr Haus und Ihr Kind noch haben, dann dürfte auch diese Situationen verkraftbar sein. Nicht alle Russen sind so. Es gibt auch Offiziere, die solche Vergehen streng bestrafen. Die Zeiten werden bestimmt besser."

So versuchten beide, die Frau aufzurichten und ihr wieder Mut zu machen. Das schien auch Erfolg zu haben. Nach einem tiefen Seufzer räumte sie das Geschirr weg, drehte sich um und stellte sachlich fest: „Ihr müsst unbedingt eure Uniformen loswerden. Sonst habt ihr keine Chance durchzukommen. Ich habe aber nur für einen von euch Kleidungsstücke von meinem Mann, der auch sehr groß war. Was machen wir da?" „Keine Sorgen, isch hon mir Zeuch besorcht", antwortete Hans in schönster Mundart und zeigte auf seine volle Basttasche, worin sich Hose, Hemd und Marinejacke befanden, die er von Luckau mitgeschleppt hatte. Rasch zog er sich aus, rollte Uniformhose und Jacke zusammen, packte das Militärhemd dazu und zog sein Räuberzivil an. Für Joschi fanden sich eine Joppe, eine Hose und ein Hemd, womit er auch in die Haut eines Zivilisten schlüpfen konnte. Die beiden Uniformbündel wurden zusammengebunden, mit einem Backstein beschwert und in der Jauchegrube versenkt.

„Jetzt müsst ihr aber gehen. Der Iwan könnte jeden Augenblick auftauchen", sagte die gute Gastgeberin. Beide drückten der tapferen Frau dankbar die Hände und bedankten sich für ihre große Hilfe. „Die Straße ist frei, ihr könnt nun gehen. Ich bleibe im Haus, damit nichts schief läuft. Macht es gut!", sagte sie noch. Ein letzter Händedruck, ein letztes Dankeschön, ein letzter Blick zurück und beide schritten westwärts einer ungewissen Zukunft entgegen.

Die weitere Flucht gelang – beide kamen wieder in die Heimat zurück. „Joschi" wanderte schließlich nach Argentinien aus, Hans lebt heute mit seiner Familie in Hahnstätten.

Rosemarie Schmacker

Seid leise!

19. April 1945: Morgen ist Hitlers Geburtstag. Im vergangenen Jahr wurde mir als Erstklässlerin der rechte Arm so müde während der vielen Liedstrophen.

Die russische Front rückt immer näher. Mit den Leuten vom Gutshof sollen wir im Treck nach Westen fliehen. Aber wir sind Fremde, gehören nicht dazu, werden zurückgelassen. Meine Mutter und ihre Schwester beschließen in den Wald zu gehen, um sich und die beiden jungen Mädchen vor den russischen Soldaten zu schützen.

Der Abend ist feuchtkalt. Fünf Frauen mit drei Kleinkindern unter den acht Kindern ziehen Kinderwagen und einen Bollerwagen den sandigen Weg hinter dem Dorf hinauf in den Wald. Tannenbäume leuchten am Himmel, die Stalinorgeln heulen, Geschützdonner grollt. Mir ist kalt. Ich fürchte mich. In einer Kiefernschonung ist eine kleine Lichtung, die uns Schutz bietet. Mein Bruder Martin, eindreiviertel Jahr alt, weint. Er braucht trockene Windeln, aber wir haben keine mehr. „Seid leise“, werden wir immer wieder ermahnt, auf dem Weg können euch Patrouillen hören.“

Mit einem Regencape fangen wir Tau auf, um Wasser zu haben; für all die Menschen ist es zu wenig. Meine Schwester und meine Cousine haben sich entfernt. Mit guter Nachricht kommen sie zurück. Sie haben eine Wasserstelle gefunden und ein Jagdhaus. Mit allergrößter Vorsicht, rechts und links sichernd, überqueren wir die breiten Waldwege. Endlich nach drei Tagen ein Dach über dem Kopf, eine Feuerstelle für eine Tasse Warmes. Heiseres Flüstern erschrickt uns. „Wollt ihr uns alle verraten? Wir haben uns auf dem Dachboden des Futterschobers versteckt und nun kommt ihr mit den Kleinen, die weinen“, sagen die anderen. Wir bleiben im Jagdhaus, schlafen warm im Stroh.

Meine Mutter kommt von einem Erkundungsgang zurück: „Seid leise! Über dem Weg liegt ein Flammenwerfer.“ In der Abenddämmerung nähern sich aus dem Gebüsch drei deutsche Soldaten in grauen Uniformen. Alle Rangabzeichen haben sie entfernt. „Seid leise, verratet uns nicht. Wir sind geflüchtet. Wenn man uns findet, werden wir standrechtlich erschossen.“ Am Morgen sind sie fort.

Die Geschäftsfrau aus dem Dorf will mit den Berlinern nicht mehr zusammen sein. Mit ihren drei Mädchen lagert sie in einer nahen Mulde. Bald folgt sie einem Unbekannten: „Isch nehmen weiße Fahne, nichts dann passieren.“

Es wurde gekämpft. Die Kirche ist ausgebrannt. Die Glocke ist in den Turm gestürzt. Zwölf Tage später zieht ein kleiner Trupp Frauen ins Dorf. Auf dem Bollerwagen sitzt eine alte Frau. „Wen habt ihr denn da mitgebracht?“, fragen uns die Frauen am Wege. Sobald wir im Hause sind, klettern meine Schwester und meine Cousine in ihr Versteck auf dem Dachboden: „Seid leise!“

Auf der Couch im großen Wohnzimmer liegt Traudchen. Man hat ihr durch beide Oberschenkel geschossen, als sie sich der Vergewaltigung wiedersetzt hat. Deutschland hat kapituliert. Die Angst vor den Russen bleibt. Sie dringen nachts ins Haus. Wir schleichen durch den Kellerausgang davon. Die Wiesen sind nass. Man findet uns nicht und auch nicht die beiden Mädchen auf dem Dachboden. Sie waren leise.

Hella Helene Sörensen

Zwischen den Zeiten

Lene war müde und hungrig. Das Brot, das ihr die Frau des Dorfschmiedes mitgegeben hatte, war längst gegessen. Getrunken hatte sie, wenn sie eine Pumpe fand. Die Leute in der Schmiede hatten sie freundlich aufgenommen, am Nachmittag des 7. April 1945, dem Tag, als sie zwischen die Fronten geraten war.

Zwei Wochen war sie geblieben, dann wollte sie weiter, nach Hause. Aber sie musste vorsichtig sein. Überall liefen bewaffnete Patrouillen. Engländer in ihren Jeeps waren plötzlich da, bremsten, sprangen aus dem Wagen, hämmerten mit Gewehrkolben an die Türen, durchsuchten die Häuser nach deutschen Militärs, die ihre Truppe verlassen hatten, nicht in Gefangenschaft wollten. Russische, polnische, französische Landarbeiter, viele als Kriegsgefangene in Deutschland, andere noch jung, fast noch Kinder, zur Landarbeit nach Deutschland verpflichtet, waren auf den Straßen. Jetzt waren sie frei. Dann die Russen, Männer aus der Ukraine, der Mongolei, bisher in Lagern zusammengepfercht, verwildert. Deutsche Soldaten hatten sie eskortiert, in Scharen auf den Straßen entlang getrieben. Als die Front näher rückte, entließen sich die Bewacher selbst. Die ausgehungerten Russen waren frei und fanden schnell heraus, wo Alkohol zu finden war. Sie alle überfluteten das Land.

Immer wieder musste Lene sich verstecken, warten. Ins Dorf traute sie sich nicht, sie hatte keine Papiere. Nicht einmal daran hatte der Direx gedacht, als er sie aus dem Internat nach Hause schickte, in der Nacht zum 24. März 1945. So blieb sie lieber außerhalb der Ortschaften. Aber die Höfe lagen einsam, die Häuser hatten schwere Türen, als müssten sie einem Wikingeransturm widerstehen. Diese Türen, dachte Lene, sperren das Dahinter gründlich aus. Von denen dahinter nimmt mich keiner auf, gibt mir keiner was zu essen. Von den Feldern konnte sie sich auch nichts holen: Wer hatte im Frühling 1945 sein Feld noch bestellen können?

Die Front rückte näher, alles versank im Chaos. Auf der Chaussee nach Hannover rollten langsam die Panzer vor, dann die Artillerie, dazwischen die Lkws mit den Engländern, die Jeeps. „Tommies“ hatten sie im Internat gesagt: Helme wie Suppenteller, Uniformen wie Khaki. Dabei sprachen sie das zweite „k“ wie Doppel-k aus – und dann hatten sie gelacht. Jetzt lachte Lene nicht mehr, jetzt hatte sie nur noch Angst. Angst seit dem Tag, dem 7. April, als die Front sie einholte.

Zwei Wochen vorher hatte Hauptsturmführer Wünsche sie im Hof des Internats antreten lassen. Es war der 24. März, morgens halb vier. Wünsche sagte etwas vom heldenhaften Kampf des ganzen deutschen Volkes, der jetzt in die entscheidende Phase komme. Er verpasse ihnen allen – so drückte er sich aus – die schwarzen HJ-Uniformen. Und dann sagte er noch, sie seien jetzt die Elite, junge Werwölfe, und der Führer sei stolz auf sie. „Die langen Haare unter die schwarze Schirmmütze stecken“, sagte der Direktor noch. Das sei ein besserer Schutz für sie. So wären sie nicht so leicht als Mädchen auszumachen. Sie reihten sich in den Strom der Menschen auf den Straßen ein, wurden mitgezogen, im nächsten Augenblick auseinander gerissen.

Und dann, an jenem 7. April, war Lene, plötzlich zwischen den Fronten, um ihr Leben gelaufen. Sie war die ganze Nacht, den Morgen mit den anderen getrottet. Müde, hungrig und schmutzig hatten sie sich dahingeschleppt; stumpf, ohne Blick. Der Krieg hatte ihre Gesichter erreicht. Frauen, Kinder, Alte, mit oder ohne Gepäck, unterwegs ins Nirgendwo, ohne Ziel, nur weiter; Soldaten, verdreckt, Offiziere, Männer vom Volkssturm, Hitlerjungen. Ihnen war der Schneid abhanden gekommen. Das Tacktacktack der Tiefflieger scheuchte die Menschen immer wieder von der Straße in die Gräben. Das Wummern der Artillerie kam näher. Lene war todmüde, wollte nur einen Augenblick ausruhen, blieb einfach im Graben liegen.

Plötzlich schreckte sie auf, war hellwach, hörte das dumpfe Dröhnen und Rasseln, Geräusche, die sie nie wieder vergessen

würde. Die Panzer kamen. Lene wollte zu den anderen, nicht allein sein, mit ihnen gehen, immer weiter, nur weg. Aber sie war eingeschlafen. Die anderen waren längst weitergezogen und nun war sie zwischen die Fronten geraten. Das war der Tag, als Lene um ihr Leben lief.

Jetzt, Ende April, war Lene nicht nur müde und hungrig, sondern auch einsam und ein bisschen mutlos. Gegen Abend wagte sie sich an einen abgelegenen Bauernhof heran. Nichts rührte sich, kein Hund schlug an. Als Lene dann an der Scheune um die Ecke schlich, wäre sie fast über den Fremden gestolpert. Eingewickelt in einem feldgrauen Mantel lag er zusammengerollt am Boden, schlafend: Ein junger deutscher Soldat. Er sprang auf, sah sie entsetzt an. Lene, ihm gegenüber, etwas kleiner als der Soldat, stand starr, wie angewurzelt, versuchte sich zu bewegen. Doch sie konnte es nicht, begann zu zittern und dann – ihre Stimme war kaum zu hören – sagte sie: „Heil Hitler!“

Das, erfuhr Lene ein paar Tage später, habe in ihm die Spannung gelöst. Während er, Franz, den Boden unter den Füßen verloren hatte, nicht wusste, ob er seine Einheit suchen oder sich nach Hause durchschlagen sollte, während er durch ein Geräusch aus einem kurzen Schlaf gerissen wurde, hungrig, verzweifelt, voller Angst vor dem nächsten Augenblick, stand da ein Wesen in schwarzer Uniform vor ihm. Kein SS-Mann, kein fanatischer HJ-Führer, sondern ein Mädchen. „Du, Lene“, sagte auch er zitternd, „verängstigt piepst du Heil Hitler und dann brichst du in Tränen

Es gibt immer Hoffnung. Wenn Lene diese Hoffnung nicht gehabt hätte und den festen Willen, ihren roten Faden wieder zu finden, würde es dieses Bild ihrer Familie nicht geben.

aus. Da war mir klar, ich muss dich aus dem Schlamassel rausholen und zu deinen Leuten auf den Weg bringen."

Wenn Lene, ein Leben später, mit Hannes, ihrem späteren Ehemann, über diese Zeit und über Franz sprach, war er es, der sie besser verstand als jeder andere. Das Chaos war perfekt. Wie sollten wir, zu jung, um zu verarbeiten, was wir sehen und erleben mussten, damit umgehen können? „Damals war ich nicht nur zwischen die Fronten, sondern auch zwischen die Zeiten geraten", sagte Lene: „Ich habe nur gedacht, wie komme ich da wieder heraus? Und wo finde ich meinen roten Faden wieder?"

Anfang Mai kam es zur bedingungslosen Kapitulation, dem letzten Akt des Krieges. Franz und Lene, die bei einem Bauern am Steinhuder Meer untergekommen waren, meldeten sich bei der von den Alliierten eingesetzten Kommandantur und erhielten endlich provisorische Ausweise. Sie durften bleiben. Der Bauer konnte jede Hand gebrauchen. Arbeit gab es genug. Franz arbeitete auf dem Feld, im Stall. Lene half im Garten, in der Küche, lernte das Melken. Aber immer wieder trafen sie sich und malten sich aus, wie ihr Leben weitergehen würde. Franz wollte studieren, wollte Architekt werden, Häuser bauen. „Wenn wir das durchstehen", sagte er, „muss etwas Neues werden".

Sie machten Pläne, versuchten nach vorne zu schauen, sich Mut zu machen. „Wir schaffen es, Franz, wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben. Ich will auch studieren, Lehrerin werden oder Journalistin", sagte Lene: „Und natürlich Kinder haben, Ringelblumen pflanzen, etwas aufziehen, um den Krieg zu vergessen." Dann nickte Franz und in seinen Mundwinkeln zuckte es: „Ach, Lene, woran denken wir, wenn wir uns unser Leben vorstellen? Was ist uns wichtig? Wir wollen dies, wir wollen das und irgendwann wars das dann. Aber den Krieg vergessen? Das werden wir nicht können, er ist einfach zu dicht an uns herangekommen!"

Ende Juni brachen sie wieder auf, schlugen sich durch, hatten nur das Ziel, von einem Ort zum anderen zu kommen, mussten

auch hin und wieder umkehren, einen anderen Weg suchen, weil die Straßen verstopft, nicht passierbar waren. Manchmal wurden sie auf Fuhrwerken ein Stück mitgenommen. Züge fuhren ja kaum und wenn einer kam, stürmten die oft stundenlang wartenden Menschen die Gleise, kämpften um Plätze auf Trittbrettern, Dächern, den Puffern der Züge.

So gingen sie zu Fuß weiter nach Norden, krochen in Scheunen unter, durften irgendwo übernachten, ausschlafen, bekamen etwas zu essen. In Rotenburg an der Wümme wurden sie getrennt. Es war eine der vielen Kontrollen der Militärpolizei. Lenes Heimatort war Hamburg, Franz wollte nach Bremerhaven. So stand es in ihren provisorischen Ausweispapieren. Lene blieb bei der einen Gruppe, Franz wurde zu einer anderen gerufen. Und plötzlich hatten sie sich verloren – für immer.

Viele Jahre später – ihre Kinder gingen in die Schule, versuchten zu verstehen, wie das Leben der Eltern im Krieg gewesen war – hat sie die Geschichte von Franz und Lene immer wieder erzählen müssen. Wenn Lene an den Kreuzweg kam, wo Franz nach links ging und sie geradeaus, bat Jana jedes Mal, sie möge weitererzählen: „Da darf nicht Schluss sein, Mami, wir wollen doch wissen, was aus Franz geworden ist!“ Aber die Geschichte war hier in Rotenburg zu Ende.

Lene kam nach einer Odyssee von neunzehn Wochen und einem Tag am 4. August 1945 endlich in Hamburg an. Inzwischen war sie 15 Jahre alt und – so fühlte sie – um zwei Leben erfahrener geworden.

Franz hat Lene nie wieder gesehen. Hin und wieder, wenn sie an Franz, den kleinen Soldaten dachte, hörte sie ihn: „Wir wollen doch so viel, Lene. Unsere Wünsche wachsen in den Himmel. Aber irgendwann müssen wir erkennen: Das wars dann.“

Christine Rehder

Rot–Bunte

Eine Diskussion über BSE hat sie an den Bildschirm gelockt. Rot-Bunte (Kuh-Rasse) laufen teilweise im Galopp eine noch dunkle, neblige Landstraße entlang dem sicheren Henker entgegen. Es dreht sich ihr Herz um, und die Erinnerung holt sie ein: Sie denkt an einen heißen Sommertag im Juli 1945.

Seltenes Dokument: Die Vertriebene Christine Rehder hütet dieses Foto wie einen Schatz. Es zeigt sie im Jahr 1942.

Die Hitze lässt die Konturen auf der staubigen Straße verschwimmen. Eine kleine Familie, bestehend aus dem 54-jährigen Vater, einem korrekt gekleideten Herrn, seines Zeichens im Berufsleben Beamter, der 50-jährigen sehr damenhaften Mutter und ihr, dem kleinen und zarten elfjährigen Mädchen, läuft die staubige und heiße Straße entlang. Stundenlang sind sie heute wieder über unbekannte Straßen gewandert, dem langsam versiegenden Flüchtlingsstrom entgegen.

Sie sind Vertriebene. Sie wollen nach Schlesien, wo bislang in Liegnitz ein Mehrfamilienhaus Vaters ganzer Stolz war. Die Sonne brennt erbarmungslos auf sie nieder. Sie sind todmüde. Den Durst haben sie unterwegs stillen können, als die Mutter aus entzündeten Eutern den Rot-Bunten ein wenig von ihrer Last abnehmen konnte. Das kleine Mädchen namens Tinchen schaut der Mutter bewundernd dabei zu, und die Mutter erzählt, dass

sie das Melken auf dem Gutshof des Großvaters vor vielen Jahren gelernt hatte.

Es ist immer noch glühend heiß, als sie am Ende eines Dorfes, das sie durchqueren, vor einem einladenden Bauernhaus mit großem Dach und einer Riesenscheune stehen bleiben. Sie sind todmüde. Hier soll für heute die Odyssee zu Ende sein. Vielleicht finden sie sogar etwas zu essen, denn die Milch hat nicht allzu lange vorgehalten. Ihr inzwischen abenteuerlich aussehendes Gepäck, verstaut auf einem kleinen Ziehwagen und einem hochrädrigen alten Kinderwagen,stellen sie unter das ausladende Blätterdach einer alten Eiche.

Da – leises Pferdegetrappel ist in der Ferne zu hören. Schnell kommt es näher, und mit einem „Brrhh-brrhh“ und einem Griff in die Zügel halten zwei berittene polnische Soldaten vor ihnen. Es entwickelt sich zwischen den Soldaten und dem Vater, der quasi als Legitimation eine Ernst-Thälmann-Karte aus der Brusttasche zieht, ein holpriges Gespräch. „Ja, sie wollen hier in diesem verlassenen Bauernhaus die Nacht verbringen. Sie sind todmüde. Ja, sie kommen von weit her aus dem Sudetengau und sind Vertriebene. Ja, sie können für heute nicht mehr weiter.“ Vater senkt den Kopf wie in einer Demutsgebärde. „Dobre Noche“ – mit diesen Worten, undurchsichtig lächelnd, geben die Soldaten den Pferden die Sporen und preschen im Galopp davon.

Im Bauernhaus, dessen Tür unverschlossen ist, gibt es einladende Betten. Verschimmeltes Essen auf dem großen Küchentisch deutet auf einen überstürzten Aufbruch hin. Es riecht muffig. Die hastige Flucht der Bauersleute steht noch mitten im Raum. Sie sind todmüde, sie sind wirklich todmüde. Am liebsten würden sie nach der Wasserhaferflockensuppe, die Mutter gekocht hat, rücklings in die einladenden Betten fallen. Aber Mutter richtet sich auf und sagt: „Hier haben wir keine ruhige Nacht zu erwarten. Hier lauert Unheil!“ Sie sind todmüde und folgen dennoch Mutters Anweisungen.

Dieses Bild zeigt Christine Rehder (Mitte) mit zwei Freundinnen in Teplitz-Schönau im Sudetengau.

Der Ziehwagen und der einstmals hochherrschaftliche Kinderwagen werden in der Scheune unter Stroh neben wuchtigen Balken versteckt. Die Scheune bleibt unverschlossen. Die kleine Familie klettert die Leiter hinauf in das duftende Heu des Heubodens. Vater und Mutter zerren mit vereinten Kräften die Leiter nach oben. Dort bleibt sie von unten unsichtbar liegen. So nimmt Morpheus sie augenblicklich in seine Arme. Sie schlafen ein.

Lautes Peitschenknallen, Pistolenschüsse, heisere Rufe und Pferdegetrappel lassen sie nachts hochschrecken. „Sie sind gekommen, so wie ich es vermutet habe“, flüstert Mutter und nimmt ihr kleines Tinchen fest in die Arme. Das Scheunentor wird aufgerissen. Grell leuchtet der Schein einer Lampe durch die Holzritzen des Heubodens. Zwei, drei Pistolenschüsse werden hinein in die vermeintlich leere Scheune abgefeuert. Mit angehaltenem Atem, zitternd und bebend fürchten sich auf dem Heuboden drei Menschen vor ihrer Entdeckung. Wütende fremdartige Laute hallen durch die Nacht. „Dawai-dawai“, schreit jemand. Schießend und rufend setzt sich der Mordtrupp in Bewegung.

Es wird still – beinahe unheimlich still. Sie sind immer noch todmüde, aber Mutter gestattet nicht, dass sie den Schrecken mit hinein in einen neuen Schlaf nehmen.„Wir müssen so schnell wie möglich hier weg, ehe sie bei Tagesanbruch nach uns suchen“, raunt sie. Und so laufen sie wie von Furien gehetzt mit ihrer armseligen Habe hinein ins Ungewisse. Der Tag beginnt langsam zu grauen.

Tinchen hat ihre Schuhe in der Hand, sie läuft durch taufrisches Gras. Vor ihnen liegt ein kleines Flüsschen, das sie überqueren müssen. Träge fließt das Wasser unter der Brücke hindurch. Dort haben sich Rot-Bunte, wie aufgeblasen, an den Pfeilern gestaut. Ihre aufgetriebenen Leiber mit den Beinen nach oben starren in den aufbrechenden Morgen.
Sie sehen eine Straße, sie treffen auf andere Flüchtlinge. Wohin sie jetzt in dem sich bildenden Treck ziehen, wissen sie nicht. Sie scheinen in dieser Nacht dem Bösen entronnen zu sein.

Später schreibt Vater Tinchen in ein neues Poesiealbum: „Man vertrieb Dich aus Deiner so schönen Heimat. Man nahm Deinen Eltern all ihre Habe und Dir damit Dein Erbe. Du musstest all die kleinen und großen Dinge, an denen Dein kleines Herz hing, auf dem Boden, der Dir Heimat geworden war, zurücklassen. Du lerntest in Jahren, die sonst der Jugend für fröhlich Spiel vorbehalten, viel Not und Sorge kennen. Und Du warst immer tapfer dabei. Bleibe dies stets in Deinem Leben. Lasse Dich nie unterkriegen."

Rot-Bunte, unverschuldet mit BSE oder auch nicht behaftet, sie haben sie wieder in die Vergangenheit versetzt. Über den Bildschirm flimmert eine Reportage vom Baikalsee. Sie schließt die Augen. Sie ist todmüde.

Inge Frost

Fahrt in die Dunkelheit

Die Russen kamen näher. Der Geschützlärm wurde von Tag zu Tag immer lauter. In der Nacht heulten die Motoren der Flugzeuge, am Himmel kreuzten sich die Scheinwerfer und die Bomben fielen. Wir kamen nicht mehr aus dem Keller heraus. Mein Vater wurde im Juli 1944 aus dem Militär entlassen. Eine alte Kopfwunde aus dem Ersten Weltkrieg hatte ihm zu schaffen gemacht. Die Fabrik, wo er als Färbereileiter gearbeitet hatte, war allerdings geschlossen. So suchte er sich einen anderen Posten in Prag. Über das Wochenende kam er dann zurück nach Hause in unser heimisches Brünn.

Doch seit Ende April konnte er nicht mehr nach Hause kommen. Verzweifelt suchte Mutti nach einer Möglichkeit, die Stadt zu verlassen und bei unserem Vater zu sein. Sie fand schließlich einen Militärlastwagen, der Mutti, meine Großeltern und mich mitnahm. Unweit von Brünn verbrachten wir zunächst einige Tage bei tschechischen Verwandten in der Hoffnung, dass die Russen durch die „Wunderwaffe“ aufgehalten würden oder der Krieg zu Ende wäre. Auf einem anderen Militärfahrzeug ging es dann weiter nach Prag. Wir hatten Glück, die Tieffl ieger erwischten uns nicht. Wir kamen bei Vati an. Ich glaube, es war am 3. Mai.

Am Abend des 4. Mai merkte man, dass sich etwas zusammenbraute. Die deutschen Straßenschilder wurden entfernt, deutsche Aufschriften überstrichen. Der 5. Mai brach an und die „Revolution“ ging los. Das Haus, in dem Vati als Untermieter wohnte, stand etwas erhöht. Viele Treppenstufen führten zur Haustür hinauf. Gegen elf Uhr war das Haus von einer grölenden Menschenmenge umringt. Von mehreren Seiten wurde ins Haus geschossen. Großmutter und ich wurden in den Garten gestoßen und die Misshandlungen gingen los. Die Schläge prasselten nur so. Ich war 14 Jahre alt, meine Großmutter 76. Die Ohrfeigen und Fußtritte fanden den Beifall der Menge. Man brüllte, klatschte und grölte.

Meine Großmutter hatte ein blutunterlaufenes Gesicht, ich spürte den Abdruck eines Stiefelabsatzes wochenlang am Schenkel.

Plötzlich kam eine Gruppe junger Männer aus dem Haus. Sie zogen Vati an den Füßen und sein Kopf schlug immer wieder auf der Treppe auf. Dieses Bild kann ich nicht vergessen. Es ist in meinem Unterbewusstsein und ich leide bis heute an Alpträumen. Mutti rannte schreiend hinterher. Beide verschwanden in der Menschenmenge. Man schlug auch auf Mutti ein, brach ihr die Nase und riss ihr die Haare heraus. Vati hatte man erschossen. Sein Leichnam landete mit einem Schwung auf einem Lastwagen ins Nirgendwo, wie Mutti mir später erzählte.

Kurze Zeit später wurden Oma und ich von Soldaten mit vorgehaltenen Gewehren zum nächsten Gefängnis gebracht und in eine übervolle Zelle geschoben. Ein Autobus fuhr vor und man brachte uns mit vielen Leidgenossen in den Pankraz, das Staatsgefängnis. Zum Glück trafen wir dort Mutti wieder, so dass wenigstens wir drei zusammen waren. Vierzehn Leute wurden in eine Vier-Mann-Zelle gepfercht. Die Tür fiel ins Schloss, die Schlüssel rasselten. Dieses Schloss würde sich nie mehr öffnen. Das war am Samstagabend, dem 5. Mai 1945.

Ein acht Monate altes Baby starb. Draußen hörte man Kampflärm, während der Sonntag unmerklich verging. Am nächsten Tag gegen Mittag hörten wir einen schrecklichen Krach auf dem Korridor. Eine Axt hieb plötzlich in die Tür. Wir dachten, unsere letzte Stunde wäre gekommen. Dann war die Tür offen und deutsche Soldaten standen davor. Die große Gefängnishalle war mit Menschen überfüllt, die nun wieder Hoffnung schöpften. Endlich gab es etwas zu essen und zu trinken – und man konnte eine Toilette benutzen. Am 8. Mai, zeitig in der Früh, wurde dann auch das große Gefängnistor geöffnet und ein Elendszug von Frauen und Kindern machte sich auf den Weg.

Auf den Straßen wurde gekämpft, aus den Häuserfenstern geschossen. Aus allen Richtungen pfiffen die Kugeln, überall Barri-

kaden, über die wir mühevoll kletterten. Endlich erreichten wir den Stadtrand von Prag und rasteten auf einem Friedhof. Überall lagen Tote und Verletzte herum, ein schrecklicher Anblick. Was sollte nun geschehen?

Am Abend fuhr eine Militärkolonne vorbei, Richtung Westen. Es gelang uns, den letzten Wagen zu erreichen. Großmutter mussten wir schleifen, weil sie nicht mehr laufen konnte. Die Fahrt ging in die Dunkelheit, plötzlich Gewehrschüsse und Maschinengewehrfeuer. Die Wagen hielten und amerikanische Jeeps fuhren an der Kolonne entlang. Doch am 9. Mai war die Fahrt dann zu Ende. Wir wurden in einem Massenlager bei Pilsen unter freiem Himmel ausgeladen und verbrachten dort drei Wochen. Schließlich bestiegen wir wieder Lastwagen, diesmal amerikanische, und die dunkle Fahrt ging weiter in den Böhmerwald.

Großvater war nicht unter den Befreiten aus dem Pankraz. Er wurde nach Theresienstadt gebracht, wo er im September 1945 verhungerte. Da wir keine Gräber von Vati und Großvater besuchen können, ist der Baum auf dem Kriegsgräberfriedhof in Brünn, dessen Pflege ich übernommen habe, der Erinnerung meiner Lieben gewidmet.

Karin Barden

So kurz vor dem Ziel

Erschöpfung und Verzweiflung zeichnen das Gesicht der jungen Frau. Ihre Kraft ist zu Ende. Weinen kann sie schon lange nicht mehr. Sie und ihre drei Kinder sitzen am Straßenrand in Berlin, in Britz, wo die Stadt beginnt. Die Häuser sind niedrig; kleine Gärten, Ruhe und Frühsommersonne täuschen Idylle vor. Aber die gibt es nicht im Juni 1945. Es gibt nur die Parole der Militärs: Wer nach 18 Uhr auf der Straße ist, wird ohne Anruf erschossen. Jetzt ist es ist 18 Uhr.

Es gibt keine Hilfe für die junge Frau und ihre Kinder. Wer jetzt nicht in einer Wohnung ist, wird erschossen. Das ist unumstößlich wie die Uhrzeit selbst. Sie weiß das. Und die beiden Mädchen, fünf und acht Jahre alt, wissen es auch.

Viele hundert Kilometer haben die vier hinter sich, mit der Eisenbahn, zu Fuß, oft auf den Dächern überfüllter Güterzüge. Seit Tagen sind sie auf den Beinen. Heute Morgen brach eine Achse des Kinderwagens, so, als ahnte er das Ende der Flucht. Morgen wären sie angekommen bei der Mutter der jungen Frau. Aber heute ist heute, und es ist 18 Uhr vorbei.

Die Frau ist zu müde zum Denken. Sie sitzt einfach nur da. Auch die Kinder schweigen; die monatelange Flucht hat den beiden Mädchen die Sinne für Gefahr geschärft. Der Junge in dem achsbruchschiefen Kinderwagen weiß noch nichts. Wann hatten sie die letzte warme Mahlzeit, wann ein Bett? Was Spielen bedeutet oder Lachen, ist ihnen längst verloren gegangen. Hunger, Kälte und Angst – das ist ihre Welt.

Abgerissen, schmutzig und mager sehen die vier aus. Als sie fliehen mussten, war strenger Winter. Wer gab ihnen Kleidung, Nahrung? Etwas Brot bekamen sie manchmal von Soldaten, erst von deutschen, später auch von russischen. Der Mensch kennt

Die drei Kinder am Straßenrand: Karin Barden (rechts) erinnert sich noch gut an das schwere Los ihrer Mutter, die damals ganz alleine für sich selbst und ihre drei kleinen Kinder sorgen musste. Im Gedächtnis blieben ihr auch die folgenden Worte: „Eine Mutter dürfte nicht drei Kinder haben – aber nur zwei Arme!"

Erbarmen, nur die Maschinerie nicht. Krieg ist eine tödliche Maschinerie. Sie hat auch ihren Mann verschlungen. Seit mehr als zwei Jahren weiß die Frau nichts über sein Schicksal.

Wie hat sie sich und ihre Kinder bis hierher gebracht? Von Osten her in einer erzwungenen Völkerwanderung mit hunderttausenden ebenso ausgemergelten Gestalten über verbrannte Erde und durch zerschossene Städte. Wenige alte Männer, fast ausschließlich Frauen und Kinder, alle mit dem gleichen Ziel: nach Westen, nach Westen!

Nun hat sie Berlin erreicht, aber es nützt nichts, denn sie hat die letzten Kilometer nicht mehr geschafft. Morgen würde sie bei ihrer Mutter ankommen. Aber heute ist heute – und es ist 18 Uhr. Die Straße ist gespenstisch still. Außer der jungen Frau mit den drei Kindern ist niemand zu sehen. Stumm sitzt die kleine

Gruppe am Straßenrand, die Füße im Rinnstein, vor sich den Kinderwagen. Es ist warm, wenigstens das.

Da wird zwei Häuser weiter ein Fenster geöffnet. Eine Frau ruft und rudert mir den Armen. Kommt, schreit sie. Ungläubig steht die Mutter auf. Wer lässt Leute wie sie in Zeiten wie diesen in seine Wohnung? „Sie können bei uns übernachten“, ruft die Frau. Die Mädchen springen auf, greifen den Kinderwagen an den Seiten, tragen, ziehen und schleifen ihn auf das Haus zu. Die Mutter geht hinterher. Sie weint, dass es sie schüttelt.

Karl-Heinz Drossel

Der Tod im Straßengraben

Geflüchtet an der Hand meiner Mutter, Anfang 1945, vor den Russen aus Ostpreußen, über das Frische Haff, auf die Frische Nehrung und von dort nach Danzig, kamen wir dort völlig zerlumpt an.

Den ganzen Weg dorthin gingen wir zu Fuß. Ich war damals elf Jahre. Mein Vater war an der Front und ich kann mich noch an alles ganz genau erinnern. Dort angekommen, wurden wir durch eine Flüchtlingsorganisation bei einer Familie, Mutter und 19-jährige Tochter, deren Mann und Vater schon im Krieg gefallen war, im Speicherviertel von Danzig untergebracht. Schon nach einigen Tagen erlebten wir heftige Bombenangriffe. Wenn die Sirenen heulten, schafften wir es meistens nicht mehr bis zu einem schützenden Hochbunker und verharrten im Flur des Hauses.

Als wir eines Tagen wieder im Flur des Hauses saßen, schlug eine Bombe direkt im Nebenhaus ein und über uns stürzten Türrahmen und Treppengeländer zusammen. Deutsche Wehrmachtsangehörige zogen uns schließlich aus dem Haus und brachten uns im Bombenhagel in einen Spitzbunker. Nach diesem Bombenangriff war die Straße, in der wir wohnten, völlig zerstört.

Die 19-jährige Tochter unserer Gastgeberin arbeitete beim Straßenverkehrsamt in Danzig, das noch nicht zerstört war, und brachte uns dort unter. Hier saßen wir im Keller und harrten der Dinge. Als elfjähriger Junge war ich sehr neugierig und wissensdurstig und so schlich ich durch die Kellerräume, um alles zu beobachten. Hierbei fiel mir auf, dass ein deutscher Soldat am Kellerfenster stand und sein Gewehr nach draußen richtete. Aus einem Nebenfenster konnte ich beobachten, dass er auf einen auf der Straße vorbei laufenden russischen Soldaten schoss – und ihn tötete. Ich kann mich noch an vieles mehr dieser Einzelheiten erinnern, aber das würde einfach zu grausam sein.

Der dreijährige Karl-Heinz Drossel und seine Eltern im Garten vor dem Haus in Braunsberg / Ostpreußen.

Dann kam der Tag des 8. Mai, das Kriegsende. Der Keller unseres Hauses war voller Flüchtlinge. Die ersten Russen betraten unseren Keller. Viele Leute gaben ihnen ihre Armbanduhren, dann forderten sie uns auf, auf die Straße zu gehen. Ein Junge in meinem Alter, ohne Eltern, war an beiden Beinen schwer verletzt und konnte nicht mehr laufen. So hatte er sich unter einem Tisch versteckt. Als die Russen ihn entdeckten und er nicht aufstehen konnte, haben sie ihn einfach unter dem Tisch erschossen.

Nachdem wir dann alle auf der Straße standen, auch die Leute aus den anderen Kellern, sortierten die russischen Soldaten junge Frauen, alte Männer und Frauen mit Kindern aus. Sie stellten sie in einzelne Kolonnen zusammen. Die 19-jährige Tochter unserer Gastgeberin übergab meiner Mutter noch ihre Uhr und den Verlobungsring, damit ihr die Russen das nicht abnehmen konnten. Später wurde es meiner Mutter dann aber doch durch die Russen gestohlen.

Nachdem alle Leute aussortiert waren, wurden wir in Kolonnen aus der Stadt getrieben. Meine Mutter und ich lagen mit tau-

Nach 60 Jahren besucht Karl-Heinz Drossel sein Elternhaus, das von deutschen Soldaten während des Rückzuges niedergebrannt wurde. Heute sind nur noch Reste der Grundmauern zu sehen.

senden von Flüchtlingen vor der Stadt in einem Straßengraben und warteten. Ein Stückchen neben uns lag ein älteres Paar mit einem etwa zwölf- bis 14-jährigen Mädchen im Graben, als vier völlig betrunkene Russen in einem Jeep anhielten und das Mädchen aufforderten, mit ihnen zu kommen. Das Mädchen versteckte sich hinter dem älteren Paar, das sie umklammerte. Einer der Russen zog plötzlich seine Pistole und schoss dem Mädchen direkt in die Stirn. Das ältere Paar lud das Mädchen später auf eine Karre und fuhr davon. Ich habe sie später nicht mehr gesehen.

Nach vielen Tagen des Herumliegens im Straßengraben wurden wir von den Russen aufgefordert, wieder in unsere Städte und Dörfer, aus denen wir gekommen waren, zurückzugehen. Erneut begann der Fußmarsch von Danzig nach Braunsberg in Ostpreußen. Hier angekommen fanden wir unser Haus in Schutt und Asche. Die Wehrmacht, unsere eigenen Soldaten, hatte bei ihrem Rückzug alles in Brand gesetzt.

Diese grausamen Aufzeichnungen umfassen nur die Geschehnisse um den 8. Mai. Es ist nur ein Teil meiner Erinnerungen. Auf die Vergewaltigungen, den Hunger und die Krankheiten bin ich dabei gar nicht eingegangen – auch das wäre zu grausam gewesen.

Für diesen wahrheitsgemäßen Bericht hafte ich mit meinem Namen.

Gerda Klein de Madsen

Ein richtiges Grab

Erika war ein unternehmungslustiges Mädchen, etwas älter als ich, mit einem deutschen Offizier verheiratet. Als die Fliegerangriffe sich mehrten, durften Frauen mit kleinen Kindern Berlin verlassen. Sie fuhr mit ihrem Baby nach Ostpreußen, da dort ihre Verwandten wohnten. Es gab auch auf dem Land besser zu essen.

Es war im Januar 1945. Die Russen standen dicht vor der Nordgrenze Ostpreußens. Die Menschen wollten weg, auch Erika! Der Kleine war jetzt sieben Monate alt und hatte sich bei der kalten Witterung etwas erkältet. Man fuhr mit Pferd und Wagen zur nächsten Bahnstation. Sie erreichten gerade noch den allerletzten Zug, der Richtung Westen fuhr. Den Kinderwagen musste sie allerdings auf dem Bahnsteig stehen lassen. Nur ein Köfferchen und eine Tasche mit Windeln durfte sie mitnehmen. Aber sie beide waren gerettet – so dachte sie.

Auf jeder weiteren Bahnstation drängten die Menschen in den Zug; jeder wollte mit. Der Kleine fieberte und weinte. Aber es gab keinen Arzt, keine Arznei, keine Hilfe. Manchmal blieb der Zug stehen, die Lokomotive wurde gebraucht, um deutsche Truppen, Waffen und Ausrüstung an die Front zu bringen. Man warf dem Russen alles nur verfügbare Material und jeden greifbaren Soldaten entgegen. Sie schafften es, Ostpreußen wieder für kurze Zeit freizukämpfen. Die Bilder jedoch, die in den Zeitungen von den wiedereroberten Dörfern veröffentlicht wurden, waren entsetzlich.

Alle ergriff eine Panik, nur fort, fort und nicht in die Hände der Russen fallen. Der Zug, in dem Erika und viele Leute saßen und standen, wurde kalt und immer kälter. Die Lokomotive fuhr durch die Schneelandschaft – nur nicht mit ihrem Zug. Endlich kam eine neue Lokomotive. Man fuhr wieder nach Westen und die Heizung funktionierte nun auch. Inzwischen waren einige

alte Leute in dem Wagen gestorben. Auf dem nächsten Bahnhof wurden sie ausgeladen, einfach in den Schnee gelegt. Es wollten ja so viele Menschen mit dem Zug mitfahren. Man brauchte Platz für die Lebenden.

Erika war verzweifelt, ihr Kind war krank, hatte hohes Fieber und es gab keinen Arzt. Sie war noch sehr weit von Berlin entfernt, wie lange würde diese Fahrt noch dauern? Die Lokomotive wurde wieder für einen Militärtransport gebraucht. Ringsum nur Schnee, Wind und eisige Kälte. Die Menschen im Zug froren, hatten Hunger und Durst. Als sie endlich weiterfuhren, wimmerte der Kleine nur noch leise. Seine Stimme setzte aus ...

Erika merkte, ihr Kind war gestorben. Sie hätte schreien mögen, aber sie wusste, sie musste lächeln, so tun als ob es ihm besser ginge, als ob er schliefe. Sie konnte ihn doch nicht irgendwo im Schnee zurücklassen, ihren lieben lustigen Buben. Nach ein paar Stunden drängelte sie sich in ein anderes Abteil, wo die Menschen wieder denken mochten, dass der Kleine schliefe.
36 qualvolle Stunden hielt sie ihr totes Kind im Arm und lächelte, weinte nicht eine Träne ...

Sie hatte es geschafft. Er bekam in Berlin ein richtiges Grab.

Flora Pütsch

Die Zeit steht still

„Deine Mutter ist in Tangermünde“, rief Frau Herms, Mutter einer Klassenkameradin, Bäuerin in einem kleinen Dorf nahe Stendal. Am Tag vor dem 8. Mai 1945 war ich dort mit der Bitte um Aufnahme angekommen. Ich war damals 18 Jahre alt.

Mir fiel ein Stein vom Herzen: Mutti und zwei Tanten waren ebenfalls rechtzeitig vor dem Beschuss und den feindlichen Soldaten zur Elbe geflüchtet. Ein Tangermünder Fischer hatte sie über den Fluss geholt, als die Russen schon über den Deich kamen und in den Brückenkopf hineinschossen. Wir waren zusammen. Und irgendwie stand die Zeit still in jenen Tagen.

Schon im April erreichten die Amerikaner das westliche Elbufer im Raum Tangermünde/Stendal. Sie beschossen in der ersten Nacht den Brückenkopf an der gesprengten Eisenbahnbrücke. Wir saßen im Keller. Sie schossen auch ins Dorf. Es gab viele Tote und Verletzte. Die Straßen waren durch Panzersperren blockiert und der Volkssturm schob Wache. Doch dann wurden die deutschen Soldaten abgezogen und nun waren wir im Niemandsland. So kurz vorm Ende hatte uns der Krieg unmittelbar eingeholt. Er war fast vorbei. Der Russe kam aus Richtung Rathenow. Unruhe und Angst herrschten. Würden wir verschleppt werden, würde es Vergewaltigungen geben? Ich hatte immer eine Rasierklinge in den Schuhen. Es gab Selbstmorde.

Auf unserem Hof war ein großes Gewimmel. Lastwagen mit Verpflegung (ich erinnere mich an Kaffeesäcke) standen da. Schließlich zogen die Soldaten in langen Kolonnen in Richtung Deich und Elbe, um über Notbrücken und mit Booten zum Amerikaner in die Gefangenschaft zu gehen. Ich hatte beide Brücken in die Luft fliegen sehen, die Tangermünder Straßenbrücke und die Eisenbahnbrücke der Strecke Berlin-Hannover-Köln. Hier stauten sich nun Flüchtlinge und Soldaten an der Elbe.

Im Schloss war ein Notlazarett eingerichtet worden. Nach Verhandlungen mit den Amerikanern von Seiten des Deutschen Roten Kreuzes wurden die Verletzten zusammen mit den Schwestern nach Stendal gebracht.

Es muss am 6. Mai gewesen sein, als wir drei Freundinnen uns mit Rucksack und Fahrrad auf den Weg machten. Es war ein warmer, sonniger Maientag. Unsere Apfelbäume auf der Koppel standen in voller Blüte, rosa angehaucht. Die Natur war voller Schönheit und Frieden. Mutter stand am Graben, winkte uns nach. Ganz verloren stand sie da. Würde es ein Wiedersehen geben?

Nun ging es durch die Elbwiesen zur Tangermünder Brücke. Und wie sah es dort aus: Autos, Lastwagen, Geschütze, Fuhrwerke, Berge von Fahrrädern und Menschen, Menschen überall, Familien mit Kindern und Kinderwagen, Handwagen. „Die Amerikaner nehmen nur Soldaten an. Zivilisten dürfen nicht rüber“, hieß es – und so war es auch. Einzelne Menschen schwammen durch den Fluss, der kraftvoll dahin floss. Wir beschlossen bis zum Abend abzuwarten und dann zu schwimmen. Auch Flöße wurden gezimmert. „Nehmt Scheunentore und Stalltüren, seht zu, dass ihr wegkommt“, lautete die Parole. Gegenüber der Schokoladenfabrik von Zuckermeier setzten wir uns ans Ufer, um abzuwarten.

„Ein Soldat hat mir versprochen, uns im Schlauchboot überzusetzen“, rief uns eine Bekannte zu. Wir mussten durch die Elbwiesen zurück. Zwei Schlauchboote, besetzt mit zwei Soldaten, brachten uns über den Fluss. Selbst mein Fahrrad kam mit. Die Amerikaner nahmen uns in Empfang. Aus Richtung Schönhausen hörten wir Geschützfeuer und sahen die Einschläge. Zu diesem Zeitpunkt waren unsere Mütter allein, die Väter tot.

In Tangermünde herrschte Ausgangssperre, also raus aus der Stadt, auf der Chaussee in Richtung Stendal. Es dunkelte. Wir liefen auf dem Sommerweg, auf dem Asphalt marschierten die Soldaten der Wenck-Armee singend in die Gefangenschaft. Sie hatten

überlebt! Nie habe ich diese Momente vergessen. Die Nacht verbrachten wir im Strohlager der Dorfgastwirtschaft Miltern, ohne Angst, ohne Schießerei. Der Krieg war vorbei – aber er warf lange Schatten. Erst einmal hatten wir unser Zuhause verloren. Die Gefühle waren sehr zwiespältig. Worauf konnte man vertrauen?

Möge der Himmel uns vor einem neuen Krieg bewahren.

Dr. Walter Jancke

Vier Wochen Odyssee

Gottlob war es hier relativ waldreich. Es fing an zu regnen. Damit wurde die Nacht dunkler und wir waren nicht mehr so leicht zu erkennen. Der Dauerregen drang bald auch durch die Zeltbahnen, die wir uns umgehängt hatten, und durchnässte uns völlig. Gegen Morgen, wir bewegten uns immer noch im Wald, sahen wir Spuren von Lkw-Reifen im Sandboden. Es roch stark nach Benzin. Es wurde schon dämmrig, als es plötzlich zu rauschen anfing: Ein Rudel von mindestens fünfzig bis sechzig Rehen kreuzte unseren Weg. Sie hielten sich eng aneinander gedrängt. So etwas hatte niemand von uns bisher gesehen. Die Rehe mussten gejagt worden sein und waren dann im Rudel geflüchtet.

Inzwischen war es ganz hell geworden. Auf einer Lichtung lag vor uns in einiger Entfernung ein Forsthaus. Da konnten wir uns vielleicht trocknen. Langsam näherten wir uns. Das Tor zum Hof stand offen. Die hofseitige Tür des Hauses war nicht verschlossen. Wir traten ein und waren in der Küche. Auf dem Tisch standen geöffnete Schachteln und Kartons mit Lebensmitteln. Sofort machten sich meine Leute darüber her, hungrig, wie wir waren. Da hörte ich Schritte und durch eine andere Tür kam eine Frau in die Diele. Ich grüßte mit „Guten Morgen!“ Sie blickte mich entgeistert an. Ich sagte: „Wir sind Deutsche!“ „Um Gottes Willen“, antwortete sie, „hier sind fünfzehn Russen im Haus!“

Ich machte auf dem Absatz kehrt und ging zurück in die Küche: „Hier sind Russen im Haus!“ Die Männer blickten mich verstört an. Dann rafften sie zusammen, was man an Essbarem mitnehmen konnte, drehten sich um und drängten auf den Hof. Einer räumte mit seinem steifen, nassen Zeltbahnumhang alles ab, was noch auf dem Tisch stand. Einige Gegenstände fielen polternd auf die Erde. Raus und weg, nach hundert Metern waren wir im Wald. Wir hatten wieder Glück gehabt. Aber wie lange noch?

Heute war schon der 30. März, Karfreitag, wie einer von uns sagte. Es regnete immer noch. Wieder mussten wir uns im nassen Wald ein Tagesversteck suchen.

Am nächsten Abend marschierten wir weiter. Der Regen hatte endlich aufgehört, dafür schaute jetzt der helle Mond heraus. In Dörfern brannten Lichter. Auch schienen Lastwagen von Dorf zu Dorf unterwegs zu sein. Unsere Befürchtung, wir wären nun in einem Gebiet mit vielen Sowjets, schien sich zu bewahrheiten. Langsam und vorsichtig, immer in gebührendem Abstand von den Dörfern, bewegten wir uns weiter. Wir legten auf diese Weise wohl beträchtliche Strecken zurück, gewannen aber nicht wesentlich an Raum nach Süden. Nur der Kompass war unser Richtmaß. Die Äcker, die wir durchquerten, waren morastig. Wir hatten ständig nasse Füße und wurden schnell müde. Und wir waren hungrig.

Schon gegen vier Uhr suchten wir eine Schonung und versteckten uns. Als es hell wurde, konnten wir erkennen, dass rings um uns herum viel Verkehr war: Es wimmelte nur so von Russen, Lastwagen, Panjewagen und marschierenden Kolonnen. Trotzdem schliefen wir erschöpft ein. Als es dunkel wurde, ging es weiter.

Wie in der letzten Nacht sahen wir überall Lichter und Verkehr, aber da der Mond nicht schien, konnte man uns wohl kaum sehen, allerdings konnten auch wir nicht viel erkennen. Schlimmer war, dass wir nicht wagen konnten, Häuser anzulaufen, um etwas Essbares zu suchen. Wir hatten inzwischen nagenden Hunger. Morgen war Ostersonntag, doch uns erwarteten keine Ostereier.

Gegen Morgen, als es noch dunkel war, erreichten wir eine lichte Fichtenschonung. Sie bot nur wenig Deckung. Etwas Besseres war nicht in Sicht, also blieben wir dort. Wir gruben flache Löcher im Abstand von zwei bis drei Metern, immer für zwei Mann, und schlugen Zweige von den Fichten ab, die wir über uns legten.

Diese Löcher sollten unser letztes Lager sein. Als es hell wurde, konnten wir noch mehr Sowjets sehen als an den Tagen zuvor. Nur etwa zweihundert Meter von der Schonung entfernt war ein Dorf. Auch dort konnte man Bewegung erkennen. Was sollten wir tun? Ich schlief erschöpft darüber ein. Plötzlich wachte ich auf. Stimmen ganz nah, Russen über uns! Eine Bajonettspitze zeigte auf mich durch die Zweige über unserem Loch: „Fritz komm raus!“

Das war das Ende. Sie hatten uns. Vier Wochen Odyssee waren vergebens gewesen. Es folgten vier Jahre in sowjetischer Kriegsgefangenschaft.

Postskriptum:
Dr. Walter Jancke hat seine Erlebnisse in sowjetischer Kriegsgefangenschaft inzwischen unter dem Titel „Vier gestohlene Jahre” in Tagebuchform veröffentlicht. Das Buch ist das Dokument eines seltenen Schicksals unter deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion.

(ISBN 3-933336-39-2, 19,80 Euro)

Ingeborg Döbereiner (geborene Kirstein)

Die Sonne meint es gut

Die Frühlingssonne scheint warm. Ich sitze am Straßenrand, die Füße im Staub, meine kleine Tochter neben mir spielt mit Steinen aus dem Bombentrichter drüben. Auf der anderen Straßenseite steht ein Treckwagen. Müde sitzt ein Mann darauf, müde lassen die Pferde ihre Köpfe hängen. Die Sonne scheint wirklich warm. So wie es ist, ist es gut, ich will es gar nicht anders haben, verstehe die Umherstehenden nicht, die laut klagen, sie hätten alles verloren.

Freilich, wir mussten das Haus innerhalb einer halben Stunde verlassen. Es war eines der wenigen Häuser, das ohne größere Schäden stehen geblieben war und dann von den Amerikanern beschlagnahmt wurde. Wir hatten schnell das Nötigste auf den kleinen Leiterwagen gepackt. Die Amis waren inzwischen wieder ausgezogen und fremde Leute räumten das Haus aus. Das Kinderbettchen lag nun unten auf der Kellertreppe.

Aber hier ist gut sein, so warm wie es ist. Irgendwo würden wir wieder eine Bleibe zugeteilt bekommen, ich bräuchte mich darum nicht zu kümmern. Auch hatte ich soeben in einer fremden Wohnung einen fast leeren Preiselbeertopf ausgekratzt. Milch für Gisela und Lebensmittelmarken für alle wurden ausgegeben. Auch würden wir wieder eine Übernachtung zugewiesen bekommen, vielleicht einmal eine mit einem Bett für Gisela und mich und nicht immer nur kalte Fußböden. Auf dem Land, wohin wir in einer Bombennacht geflüchtet waren, waren die Ställe schon belegt, zu essen gab es dort auch nichts. Tiefe Gleichgültigkeit ist in mir. Ich denke an das Zyankali in meiner Handtasche. Jemand, der es gut mit mir meinte, hat es mir zugesteckt.

Gisela packt ihre Tasche aus. Es ist der Schultornister meines Bruders Erhard. Sie schaut das Bilderbuch vom „Englein Pitt“ an. Es sind nur noch einzelne Blätter, die den weiten Weg aus Masu-

ren überstanden haben. Erhard war 20 Jahre alt, nun ruht er in Russlands Erde.

Ingeborg Döbereiner (geborene Kirstein) mit ihrem ersten Ehemann Hans, der sein Leben beim Untergang von U 153 verlor.

Die Sonne meint es wirklich gut. Drüben auf der Hauptstraße ziehen Leiterwagen und Fuhrwerke vorüber. „Papa“, sagt Gisela und deutet auf den Nikolaus in ihrem Bilderbuch. Ich nicke und denke still an meinen verstorbenen Mann Hans. Sie kann ja das alles nicht verstehen. Inzwischen hat sie wieder einen Vater, nur ist auch er nicht da, aber ich glaube, dass er eines Tages vor der Tür stehen wird. Es ist der ältere Bruder meines ersten Mannes Hans. Er ist Physiker und arbeitet im Rechenzentrum von Peenemünde bei Professor von Braun. Ihr leiblicher Vater schläft in der Tiefe des Ozeans, eingeschlossen im stählernen Sarg, dem Unterseeboot U 153. Von meinem kleinen Bruder Otto weiß ich nur, dass er von der Königsberger Burgschule weggeholt und als Luftwaffenhelfer eingesetzt wurde.

Die Leute bleiben in der Sonne stehen und plaudern. Was für ein Anblick. Sie bleiben stehen und sagen „jetzt ist Frieden“, während die Glocken läuten. Ja, jetzt höre ich sie etwas, denn es ist laut um uns.

Ich weine. Deutschland, geliebte Heimat – allein gelassen sind wir, verraten, ausgeblutet worden von Hitler. Hass steigt auf,

Das Foto aus dem Jahr 1946 zeigt Ingeborg Döbereiner mit Tochter Gisela.

Trauer. Oh, wie haben die es verstanden, diese Leute um Goebbels, die Opfer, die gebracht wurden, sind an ihre Fahnen zu heften. Diese Verse fallen mir ein: „Dort, in der fremden Welt stehst du allein, ein schwankend Rohr, das jeder Sturm zerknickt."

Wie hatten sie Recht, meine Eltern, die gewarnt hatten und ich nicht hören wollte. Nun sind sie tot, ermordet von den Sowjets, irgendwo verscharrt in der Heimaterde. Meine Mutter sollte vergewaltigt werden, mein Vater hat sie verteidigt.

Ich weiß, dass ich das alles in meinem ganzen Leben nie verwinden werde. Als ich mit Weinen nicht mehr aufhören kann, bemerke ich das warme Kinderhändchen meiner kleinen Tochter und eine Bewegung des Ungeborenen in mir. Ich bin im neunten Monat schwanger. „Ach ja“, die Sonne scheint warm, ich spüre sie wieder.

Ich werde diese gelben Steinchen in meiner Handtasche drüben in den Bombentrichter werfen.

Kapitel 2

Sehnsucht der Soldaten

Alfred Wetzstein

Befehl verweigert – Leben gerettet

Nach meiner Lehre wurde ich mit 17 Jahren zur Marine eingezogen. Ich hatte mich freiwillig gemeldet – wohl wegen der schönen Uniform. Ich kam zu den U-Booten. Nach einigen Fahrten auf U-219 wurde ich 1944 als Maat nach Königsberg abkommandiert. Mit U-Booten hatte ich dort aber nichts mehr zu tun. Die meisten Boote lagen mit ihren Besatzungen auf dem Meeresgrund: „Gefallen für Führer, Volk und Vaterland“, so glaubten sie. Auf allen U-Booten war der Tod immer mit an Bord. Doch in der Südsee, wenn das Kreuz des Südens über uns stand, Lale Andersen (Künstlername der Sängerin Lieselotte Bunnenberg) die „Rote Laterne von St. Pauli“ sang, und kein Feind in der Nähe war, fühlten wir uns wie im Paradies.

In Königsberg wohnten wir auf dem KdF-Schiff „Der Deutsche“. Zusammen mit russischen Kriegsgefangenen arbeiteten wir in der Werft. Nach dem schweren Luftangriff auf Königsberg wurden wir zu Aufräumungsarbeiten eingesetzt. Tagelang holten wir halb verbrannte Leichen aus den Häusern der Innenstadt. Diese Arbeit wird wohl keiner von uns vergessen. Keiner von uns war älter als 20 Jahre.

Die Ostfront kam immer näher. Nachts sah man den Feuerschein der Geschütze. Eines Morgens, am 30. Januar 1945, kamen viele Königsberger mit Schlitten und ein paar Habseligkeiten in den Hafen und hofften, mit den Schiffen mitfahren zu können. Ostpreußen war abgeschnitten. Vollbeladen mit Flüchtlingen legte „Der Deutsche“ schließlich ab. Wir sahen von See aus die „Wilhelm Gustloff“ liegen. Lazarette standen da. Verwundete wurden eingeladen. Lange Menschenschlangen gingen auf das Schiff. Sie wussten nicht, dass sie ihren Sarg bestiegen.

Unsere Fahrt ging nach Stettin. Am anderen Morgen erfuhren wir, dass die Gustloff versenkt worden war. Wir konnten es nicht

fassen, dass man ein hellerleuchtetes Schiff mit tausenden Flüchtlingen und meist schwerverwundeten Soldaten versenkt hatte. Doch so etwas gab es auf beiden Seiten. Wir fuhren dann mit einem anderen Schiff weiter nach Sassnitz. Dort kamen immer mehr Schiffe mit Flüchtlingen und Verwundeten an. Tag und Nacht transportierten wir Verwundete, Flüchtlinge und Tote an Land. Eines Nachts wurde der Hafen in Sassnitz durch einen schweren Luftangriff zerstört. Damit war unsere Arbeit beendet. Am Morgen sahen wir die Zerstörung: versenkte Schiffe, kaputte Züge und Gleise. Koffer und Kleidungsstücke hingen in den Bäumen. Ein Offizier beobachtete, wie sich ein älterer Soldat aus meiner Gruppe etwas aus dem Chaos griff. Er wurde wegen Plünderung zum Tode verurteilt.

Eines Morgens beim Appell wurden ein Maat und drei Matrosen gesucht, die sich beim Inselkommandanten melden sollten. Ich meldete mich und fuhr mit den Matrosen nach Binz. Dort erfuhren wir, dass wir in Bergen auf Rügen Bahnhofswache schieben und im Ort für Ordnung sorgen sollten.

Es kamen in Bergen nur wenige Züge an. Abends saß ich oft vor dem Bahnhof im Freien. In der Nähe war ein Lager für Fremdarbeiterinnen aus dem Osten. Abends sangen sie mit ihren wunderbaren Stimmen schwermütige Lieder, die mir bis ins Herz gingen. Ihre Lieder wurden von Woche zu Woche immer fröhlicher und lauter. Sie wussten, ihre Befreiung kam immer näher. So verlief alles friedlich, bis eines Abends ein Matrose kam und mir meldete, dass die Wache einen Fahnenflüchtigen festgenommen habe.

Ich ging sofort zum Bahnhof. In der Wachstube hockte ein Soldat auf der Bank, zugedeckt mit einem alten Soldatenmantel. Papiere hatte er nicht. Er war nur ein Häufchen Unglück, zitterte am ganzen Körper, am Ende seiner Kraft, etwa 30 Jahre alt. Als er sich etwas beruhigt hatte, schilderte er mir, wie es zu der Fahnenflucht gekommen war. Er war an der Front eingesetzt gewesen, seine Einheit vollständig aufgerieben. Überall lagen Tote und

Er verweigerte einen Befehl und rettete so das Leben eines fahnenflüchtigen Soldaten: Alfred Wetzstein.

Verwundete. Wer noch laufen konnte, ergriff die Flucht. Gefangene wurden schon lange nicht mehr gemacht. Eine Verwundung bedeutete den Tod.

Er sagte: „Ich hatte nur noch einen Gedanken: nach Hause zu meiner Familie“. Tagelang schlug er sich durch, immer mit der Angst, gefasst zu werden. Überall hingen die roten Plakate: „Wer sich fünf Kilometer von der Hauptkampflinie entfernt, wird erschossen.“ Eine Bahnhofswache in Bergen hatte es bisher nie gegeben. Er lief direkt in die Falle und war nur fünf Minuten von seiner Familie entfernt.

Was sollte ich tun? Ich wusste genau, was ihm blühte. Er wusste es auch. Er fragte, ob er noch einmal seine Familie sehen könne. Ich sagte, er solle mir zeigen, wo er wohnt. Es war ein schwerer Weg, den wir zusammen gingen. Wir erreichten ein bescheidenes Reihenhaus an einem kleinen Teich. Vor der Haustüre habe ich mich dann zu seiner Überraschung verabschiedet. Ich wünschte ihm viel Glück und sagte noch: „Die Sache habe ich schon vergessen“. Er sah mich ungläubig an und konnte es kaum fassen. Durch die offene Haustüre sah ich, wie er seine Frau umarmte und wie sich die Kinder an ihren Papa klammerten.

Erst nach fast 60 Jahren kam ich als Urlauber wieder auf die Insel Rügen. Noch einmal nach Bergen fahren – das war mein Wunsch. Den damals so schweren Weg vom Bahnhof zu dem kleinen Haus am Teich wollte ich noch einmal gehen. Es war äußerlich fast alles wie vor 60 Jahren, doch diesmal war es kein schwerer Weg. Als ich vor dem kleinen Haus stand, hatte mich die Vergangenheit endgültig eingeholt. Wie in einem Film zog alles noch einmal vorüber: die Familie, die Kinder und auch die Angst. Viele Fragen tauchten auf, doch eine Antwort gibt es nicht. Unzählige Menschen mussten in dem furchtbaren Krieg ihr Leben lassen, auch mein Bruder. Ich dagegen überlebte und konnte einen Menschen retten. Darauf bin ich stolz.

Karl-Heinz Kraft

Mit dem Floß über die Elbe

Meine Bahnfahrt von Göttingen nach Bergen-Belsen im März 1945 stand unter dem Zeichen einer drangvollen fürchterlichen Enge. Es war kalt und zugig in diesem trostlosen Güterwagen, in dem es kaum Sitzgelegenheiten gab.

Ich hatte Lazaretturlaub gehabt und war dann von meinem Ersatzbataillon mit mehreren Kameraden zum Truppenübungsplatz Belsen zu einem sechswöchigen Lehrgang für Offizieranwärter abkommandiert worden. Angesichts der immer näher rükkenden Fronten erschien uns dieses Vorhaben zu diesem späten Zeitpunkt äußerst fragwürdig. Denn wer wollte von uns, die wir den ganzen Krieg soweit überstanden hatten, noch Offizier werden? Den Krieg konnten wir ohnehin nicht mehr gewinnen und zu einem kämpfenden Einsatz waren wir nicht mehr bereit. Die Rote Armee hatte inzwischen Ostpreußen eingeschlossen, Berlin angegriffen und den Süden Schlesiens besetzt.

Der Truppenübungsplatz Bergen-Belsen lag an einem großen Waldgebiet, in dem sich weiter südlich das KZ Belsen befand. Von ihm kam öfter ein penetranter Verwesungsgeruch herüber. Unser Schießstand war dort in der Nähe. Auf einem Rückmarsch von unseren Schießübungen begegnete uns eine Elendskolonne von abgemagerten und völlig entkräfteten Häftlingen, die sich zu Fuß unter SS-Bewachung die fünf Kilometer vom Bahnhof in Bergen zum KZ-Lager Belsen dahinquälten. Dieser Anblick war uns bis zu dieser Zeit unvorstellbar gewesen und hat mich bis heute nicht losgelassen. Wir waren uns völlig einig, für diese menschenverachtende und verbrecherische Führer-Clique nicht einen Schuss mehr abzugeben. Das sollte sich auch baldigst bewahrheiten.

Unser Lehrgang wurde Mitte April 1945 vorzeitig von Bergen-Belsen zum Einsatz nach Magdeburg verlegt. Wir hatten den

Auftrag, von Magdeburg aus die aus Richtung Berlin nahenden Russen aufzuhalten oder gar mit unseren spärlichen Waffenausrüstungen zurückzuwerfen. Ein völlig aussichtsloses Unterfangen, denn gleichzeitig würden, wie zu hören war, auf der anderen Seite der Elbe die Amerikaner heranrücken. Wir saßen so oder so in der Falle und vom Krieg hatten wir nach sechs Jahren Fronteinsatz mehr als genug. Was blieb uns also übrig außer uns zu ergeben und in Gefangenschaft zu gehen, obwohl diesem Gedanken eine bleierne Beklommenheit anhaftete. Aber wenn schon, dann auf keinen Fall zu den Russen.

Unschlüssig waren wir aber, wie wir das andere Elbufer erreichen könnten, denn alle Brücken über die Elbe waren gesprengt worden. Weiter elbaufwärts warteten vor einer der gesprengten Brücken etwa fünfhundert bis tausend Frauen und Kinder, die voller Angst vor den Russen fliehen wollten, aber nun nicht weiter kamen. Es hieß später, dass einige Boote zu Hilfe gekommen seien, aber viel zu wenige.

Plötzlich entdeckte einer unserer Schicksalsgenossen flussabwärts einige Benzinfässer und unter dem befreienden Ruf „Wir bauen ein Floß," rannten wir dorthin. Nicht weit davon fanden wir auch verwendbare Bretter und lange Seile bei einem Bootshaus. Damit befestigten wir die Bretter und Fässer. Das Ergebnis war ein Floß, auf dem unser Trupp mit zwölf Mann stehen konnte. All unsere Waffen versenkten wir im Fluss. Schon trieb unser Floß, von der Strömung getragen, etwa dreihundert Meter unter kräftigem Rudern mit einigen schmaleren Brettern an das andere Ufer. Wie erleichtert waren wir, dass wir den Russen entwischt waren. Zusätzlich zu unserer Freude vernahmen wir von weither Glockenläuten, das unsere Hoffnung auf Frieden beflügelte.

Damit endete unsere Floßfahrt. Froh und dankbar, dass unsere Unternehmung ohne Zwischenfälle gelungen war, genehmigten wir uns eine kleine Ruhepause. Da kam ein Mann gelaufen und rief uns, indem er winkte, von weitem zu: „Es ist Frieden, Frieden, Deutschland hat kapituliert, der Krieg ist aus!" Es war für

uns unfassbar, was wir da hörten, wir sprangen auf und lagen uns in den Armen. Kein feindlicher Fliegerbeschuss, kein Angriff mit hohen Verlusten, keine Panzer, keine Bomben mehr. Danach hatten wir Soldaten uns schon so lange gesehnt. Wir fühlten uns befreit, obwohl doch nun unser Marsch in die Gefangenschaft bevorstand.

Das Foto zeigt Karl-Heinz Kraft im Kreise seiner Kameraden. Ihm gelang die Flucht über die Elbe, dann folgte die amerikanische Gefangenschaft.

Konrad Genz

Der Tod im Kielwasser

Wir lagen als letztes Boot noch am Kai, weil der Bootskommandant auf zwei seiner Matrosen wartete, die Proviant vom Verpflegungslager holen sollten. Der Zustand wurde bedrohlich, als am Nachmittag des 8. Mai die Kapitulation und damit das Ende des Krieges bekannt gegeben wurden. Für uns bedeutete das: Russische Kriegsgefangenschaft von unabsehbarer Dauer mit unbekanntem Verlauf und fraglichem Ausgang – es sei denn, man könnte noch über See gen Westen entkommen.

Nun war kein Halten mehr. Die Soldaten strömten in Massen zum Hafen von Hela, sahen enttäuscht die rettenden Schiffe draußen auf der Reede. Als sie dann unseres kleinen Kutters ansichtig wurden, drängten sie sich in letzter Hoffnung auf dem schmalen Steg zusammen. Jeder wollte der Erste sein, und keiner hörte auf die Hilferufe der rechts und links im Gedränge ins Wasser Stürzenden.

Wir standen dicht gedrängt an Deck unseres Kutters, dessen Belastbarkeit schon weit überschritten war, wie es bei jedem Schwanken des Bootes sichtbar wurde, wenn das Wasser über die Bordkante schwappte. Verständlich, dass unser Bootsmann vorsorglich die Leinen losgemacht hatte, um ein Kentern des Bootes und das Ende für uns alle zu verhüten. Er manövrierte seinen Kutter im Abstand von drei bis fünf Metern am Pier auf und ab, bis sich seine Männer mit dem Brotsack durch die Menge so weit durchgearbeitet hatten, dass sie aufspringen konnten. Drei Soldaten sprangen mit auf, zwei klatschten ins Wasser, einen hievten wir noch an Bord.

Verständlich war aber auch, dass jeder einzelne in der Menge das Vorrecht vor den anderen und das Anrecht auf einen eventuell noch möglichen Platz behaupten und sich erkämpfen wollte. Aber wer sollte das entscheiden können? Zudem hat ja alles, so

bitter es ist, einmal seine Grenze, wie jedes randvoll gefüllte Gefäß durch den einen letzten Tropfen zum Überlaufen kommt. Und wir waren randvoll!

Nun kam der kritische Augenblick: Unser Kommandant musste abdrehen. Und dort auf der Brücke standen die Kameraden, die ihr Leben, ihr Zuhause, Frau und Familie, die Heimat, unser deutsches Vaterland genau so lieb hatten wie wir. Und hier auf dem Boot standen wir, die vorerst Geretteten. Nach sechsjähriger Frontkameradschaft auf Gedeih und Verderb saßen wir plötzlich nun nicht mehr in ein – und demselben Boot. Wir mussten sie stehen lassen und davonfahren – auf Nimmerwiedersehen.

Es krampften sich uns die Herzen zusammen beim Blick auf die graue, lebendige Wand uns gegenüber, die von Gram, Schmerz, Verzweiflung und Wut entstellten Gesichter. Und wir konnten keinem mehr „die Hand reichen". Selbst wenn noch einer den Platz hätte tauschen wollen, es gab kein Hinüber oder Herüber, wir standen nicht mehr „Seit an Seit", gingen nicht mehr „in gleichem Schritt und Tritt". Wir standen uns Auge in Auge gegenüber im grausigen Schicksalsspiel um Leben und Tod. Die Würfel waren gefallen für sie als Verlierer, für uns als – scheinbarer Gewinner. Es war uns zu Mute wie so oft, wenn wir an Gräbern gesungen haben: „Bleib du im ew'gen Leben, mein guter Kamerad." In diesen schrecklichen, wie eine Ewigkeit empfundenen Minuten dürfte wohl jeder von uns still für sich die Frage an den Lenker unserer Geschicke gestellt haben: Warum ich? Warum die nicht? Wer von uns hier hat seine Rettung verdient vor jenen dort?

Als einige Verzweifelte drüben uns mit Schusswaffen drohten, wenn wir ohne sie abführen, griff unser Bootsmann zu einer List. Er hielt sich das Glas vor die Augen und suchte den Horizont ab. Dann rief er hinüber: „Da kommen noch deutsche Schnellboote, die legen im anderen Hafenbecken an, fünf Minuten noch, dann sind die hier. Macht, dass ihr rüberkommt!" Und da rannten sie um ihr Leben und ließen von uns ab. Wenn das gelogen war,

dann wars eine Gemeinheit, eine Sünde wider den Geist der Kameradschaftlichkeit und Verlässlichkeit aufeinander. Der einzige kleine Trost mag sein, dass damit vielleicht das Schlimmste, eine gegenseitige Schießerei, vermieden wurde, die ihnen keinen Nutzen gebracht und uns ein für immer noch schlechteres Gewissen hinterlassen hätte. So blieben wir hüben und drüben in diesen bitter schmerzlichen Minuten davor bewahrt, Mörder an Brüdern zu werden.

Konrad Genz erlebte das Kriegsende in der Danziger Bucht.

Wir waren die Letzten, die voll abgedunkelt Hela Reede um 23.45 Uhr verließen. Eine Viertelstunde später schon schlossen russische Kriegsschiffe den Hafen. In der Abenddämmerung des vierten Tages liefen wir in die Schleimündung ein und machten am Kai der kleinen Hafenstadt Kappeln fest.

Also mussten wir noch eine Nacht auf den harten Planken des Bootshecks aneinander gelehnt zubringen. Diese Nacht aber habe ich genossen, wie keine andere je zuvor oder danach. Das Leben war uns neu geschenkt. Die stampfende Fahrt gegen Wind und Wellen im Wettlauf mit dem uns gleichsam im Kielwasser verfolgenden Tod hatte ein Ende. Die verkrampften Muskeln begannen sich zu lockern, die verklammten Glieder in der lauen Mainacht erwärmten sich. Süßer Blütenduft wehte vom Lande herüber. Ein linder, kaum spürbarer Hauch wiegte den alten, uns zum Rettungsboot gewordenen Kutter sanft auf der im Mondlicht glitzernden Wasserfläche. Leise knarrte das Tauwerk in Ösen und Blöcken. In der gewissen Hoffnung und Sehnsucht, dass nun bald wieder mein sein werde, was mein einst war, versank ich, hokkend auf einem zur Beheizung des Ruderhauses an Deck gelager-

ten Häufchen Kohlengrus, dankbar glückselig in abgrundtiefem Schlaf totaler Erschöpfung.

Am anderen Morgen brachten uns englische Soldaten fair und korrekt auf einen Bauernhof nahe Kappeln, wo wir mit Grütze und Milch aufgepäppelt wurden für den Marsch in die Gefangenschaft nach Damendorf. Dort zelebrierten wir einen Pfingst-Feldgottesdienst in alt gewohnter Weise mit etwa tausend im Karree angetretenen kriegsgefangenen deutschen Soldaten. Sogar ein paar Bläser für den Pfingstchoral „O heil'ger Geist kehr bei uns ein" fanden sich.

Was ich hier geschrieben habe, betrifft ein winzig kleines Teilchen im großen Weltgeschehen auf einer schmalen in die Ostsee ragenden Landzunge der Danziger Bucht unter ein paar tausend Menschen der Milliardenmenge der Erdbevölkerung. Uns hat es so brennend und existentiell bewegt, dass es uns noch bis in die Träume hinein verfolgt.

Wie muss es erst Kopf, Herz und Gewissen derer belastet haben, die für das Wohl und Wehe in ihrem weit größeren Befehls- und Einflussbereich für die Zukunft Deutschlands und anderer Völker zuständig waren? Wurden sie ihrer Verantwortung gerecht, konnten sie mit den schrecklichen Folgen ihres Handelns weiterleben?

Hans-Günter Müller

Kriegsmüde

In den letzten Kriegstagen war meine Division, eine rheinisch-westfälische Infanteriedivision, im Raum Olmütz (Ostsudeten) eingesetzt. Ihr Auftrag: Hinhaltend kämpfend nach Westen ausweichen, um möglichst vielen Deutschen, die sich im damaligen Reichsprotektorat Böhmen und Mähren aufhielten, Gelegenheit zur Flucht vor den herannahenden Sowjettruppen und den wütenden tschechischen Aufständischen zu geben.

Ich war am 2. Mai, nach einer Verwundung aus dem Lazarett entlassen, zu meinem Haufen zurückgekehrt. Der Bataillonsführer beauftragte mich, die Reste der 1. Kompanie, ein armseliges Häufchen von weniger als Zugstärke, zu führen. Die Männer trugen die Kragenspiegel verschiedenster Waffengattungen, die meisten waren keine Infanteristen. Sie waren kriegsmüde, ich war es auch. Auf dem Weg vom Lazarett zur Division hatte ich auf der Frontleitstelle vom Tod Hitlers erfahren. Damit war mir klar, dass der Krieg in wenigen Tagen zu Ende sein würde. An ein Wunder glaubte nun niemand mehr. Es kam also darauf an, den Kampfauftrag so zu erfüllen, dass nun, unmittelbar vor dem Ende der Kampfhandlungen, keiner der Soldaten mehr sein Leben verlor.

Als der Morgen des 9. Mai heraufdämmerte, war das 8,8 cm – Flakgeschütz zur Stelle, in dessen Schutz wir müde zurückschlurften. Obwohl wir erschöpft bis zum Umfallen waren, nahmen wir bei aufgehender Sonne wahr, dass die Natur sich in einer Frühlingspracht entfaltete, wie wir sie nie zuvor erlebt hatten. Es war wie eine Verheißung von Frieden und Heimat.

Der Führer der 4. Kompanie kam uns auf einem Beiwagenkrad entgegen, um mich zum Bataillonsgefechtsstand zu holen. In einem muffigen Wirtshaus waren die Offiziere des Bataillons bereits versammelt. Der Bataillonsführer verlas in großer Hast

einen Befehl, wonach die Wehrmacht bedingungslos kapituliert habe. Das Bataillon sei aufgelöst, jeder könne gehen wohin er wolle. Wer mit ihm versuchen wolle, nach Westen und damit zu den Amerikanern zu kommen, solle auf der Stelle mit ihm aufbrechen. Er gab uns die Hand und ging davon. Völlig verwirrt, nahm ich noch wahr, dass er mit seinen Adjutanten und dem Chef der 4. das Beiwagenkrad bestieg und davonbrauste. Ich fragte mich, wie wir mit dem Hauptmann hätten aufbrechen können, wenn nur drei Plätze auf dem Krad zur Verfügung standen.

Wir Zurückbleibenden sahen uns wortlos an. „Das wars dann wohl", sagte einer bitter. Auf dem Platz vor dem Wirtshaus standen ratlos an die hundert Soldaten, darunter die Männer meiner Kompanie. Die am Dorf vorbeiführende Straße füllte sich mit einem immer größer werdenden Zug von Soldaten aller Waffengattungen, der sich nach Westen wälzte. Nach kurzer Beratung schloss sich unser Häuflein dem Strom an.

Wir waren nicht fähig zu begreifen, woher auf einmal all die Soldaten kamen. Als wir kämpften, schienen wir ganz allein zu sein, ein einsamer verlorener Haufen. Nun waren wir umringt von zahllosen Männern in Heeres- und Luftwaffenuniformen aller Dienstgrade, Nachrichtenhelferinnen, Krankenschwestern, Eisenbahnern. Und je weiter wir nach Westen kamen, umso mehr wurden es. Woher kamen sie alle? Die Sonne brannte heiß vom Himmel. In unseren Brotbeuteln hatten wir nur noch Reste von Verpflegung, unsere Feldflaschen waren leer. Aber der Krieg war zu Ende!

Keine Gewehrkugel pfiff mehr um unsere Köpfe, die Detonationen der Granaten und Granatwerfergeschosse hatten aufgehört. Trotz aller Strapazen, denen wir ausgesetzt waren, fühlten wir uns hoffnungsfroh. Die bleierne Müdigkeit war verflogen. All unsere Sinne waren darauf gerichtet, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen. Unsere Gespräche kreisten um die Heimkehr. Dann knallte es. Panzerschüsse! Unversehens hatten uns rechts russische Panzerverbände eingeholt und stießen schnell weiter in

unserer Marschrichtung vor. Auf wen oder was sie geschossen hatten, konnten wir nicht feststellen. Die riesige ungeordnete Marschkolonne beschleunigte ihr Tempo. Gerüchte gingen von Mund zu Mund. Eines besagte, wer am 12. Mai auf dem Westufer der Moldau bei den Amerikanern sei, könne nach Hause gehen. Durch das Tempo, das in der glühenden Hitze des Maientages nicht alle durchhalten konnten, war mein Häuflein auseinandergerissen worden. Wenn einer einem Bedürfnis nachgehen musste, wurde er ermahnt, schnell zu machen, man warte nicht. Es war, als ob schlagartig die im Krieg bewährte, selbstverständliche Kameradschaft erloschen war. Aus den Gruppierungen wurden Individuen.

Das einzige Bild, das Hans Günter Müller aus der Kriegszeit geblieben ist. Seine Unvollkommenheit macht deutlich, wie ärmlich es in jener Zeit zuging. Das Foto entstand im August 1944.

Jeder war bestrebt, so schnell wie möglich deutschen Boden zu erreichen. Aus den Nebenstraßen drängten immer mehr Fliehende auf die große Rollbahn, auf der ein unbeschreibliches Durcheinander herrschte. Mit Panjewagen, Lkw, Voll- und Halbkettenfahrzeugen, mit Fahrrädern und Krädern suchten viele durch die Menge der zu Fuß sich Dahinwälzenden schneller vorwärts zu kommen. Dann kam der Schock, als beiderseits der Rollbahn Tote lagen und wir auf die Russen stießen, die uns überholt hatten. Sie nahmen uns die Fahrzeuge weg, die Stiefel und die Uhren.

Der Hunger, mehr aber noch der Durst quälten. Wir mussten mit ansehen, wie deutsche Soldaten von Russen erschossen wurden. Die Tschechen, die mit erbeuteten Karabinern und Armbin-

den eine Art Miliz darstellten und die Einwohner der Ortschaften, die wir passierten, schlugen auf uns ein, bespuckten und beschimpften uns. Die am Straßenrand vorwärts Drängenden bekamen am meisten ab und drängten nach innen.

Dieses Inferno, überstrahlt von der Maisonne, hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Vergessen war alle Freude über das Ende des Krieges, verloren die Hoffnung auf Heimkehr, unser einziger Gedanke: Überleben!

Dabei gab es auch Momente, in denen Menschlichkeit aufblitzte, etwa wenn Kameraden einander halfen, Humpelnde stützten, Mutlose trösteten. Nie vergessen werde ich die Greisin, die am Straßenrand vor ihrem kleinen Häuschen saß und aus einem Eimer frisches, klares Wasser anbot. Sie wurde von ihren eigenen Landsleuten zwar mit Fußtritten vertrieben, der Eimer umgekippt, aber sie war uns wie eine Mutter erschienen. Oder der ältere russische Soldat, der mit einem großen Sack mitten auf der Straße stand, aus dem er Dauerwürstchen an die vorübereilenden deutschen Soldaten verteilte und dazu gutmütig lächelte. Und immer mal wieder rief uns ein russischer Soldat zu „Woina kaputt. Na domo“ was so viel heißen sollte, wie: „Der Krieg ist zu Ende, jetzt geht es nach Hause!“

Franz Bauer

Tod im Blütenregen

Mein Kriegsende war am 3. Mai 1945 in Bremervörde. Vorher trug ich fünf Jahre lang durch weite Teile Europas als Angehöriger der Kriegsmarine eine blaue und sonst die feldgraue Uniform. Die letzten drei Kriegstage erlebte und überlebte ich in Bremervörde im Bereich des Flusses Oste. Dort konnte ich die gesprengte Brücke übersehen. Davor standen, wie eine Stahlschlange, die englischen Sherman-Panzer. Wir wenigen Soldaten suchten in den Häusern etwas Essbares. Es gab keine Verpflegung mehr; die Tiefflieger verhinderten jeden Nachschub. Der Nachtfrieden wurde durch plötzliche Artillerieüberfälle ebenfalls gestört. Wir sagten dazu „Ratsch-Bumm“, weil Abschuss und Einschlag fast gleichzeitig zu hören waren.

Es war der 1. Mai 1945 und der Morgen graute, als ein Kradmelder der Feldgendarmerie auftauchte und sagte: „Der Führer ist in Berlin im Kampf um Deutschland gefallen. Den Oberbefehl hat Großadmiral Dönitz übernommen“. Dann fragte er noch: „Wo sind die Soldaten? Alle Fahnenflüchtlinge und Deserteure sofort aufhängen und erschießen! Heil Hitler!“ und brauste davon, mit dem Schild „Feldgendarmerie“ um seinen Hals.

Die Frage „Wo sind die Soldaten?“ war durchaus berechtigt. Es waren kaum welche zu sehen. Plötzlich tauchten drei auffällig große SS-Offiziere auf. Der etwa 50-Jährige war kräftig gebaut und trug eine schwarze Augenbinde. SS-Truppen gab es in diesem Frontabschnitt sonst nicht. Offenbar wollten die Offiziere wohl in Richtung Hamburg. Viele Jahre später erfuhr ich, dass der Reichsführer der SS und Polizei Heinrich Himmler in Norddeutschland festgenommen wurde. Sah ich ihn? War er ein Fahnenflüchtiger?

Ratsch-Bumm! Eine Granate schlug bei uns in einen Apfelbaum ein. Darunter saßen vier Soldaten. Die Granate zerfetzte die

Baumäste mit den vielen Blütenknospen. Durch die Explosionshitze blühten sie vollends auf und rieselten nieder auf die durch Splitter getöteten Soldaten. In einem Blütenregen waren sie für Deutschland gefallen. Wer hat sie wo begraben? So meldete sich der Frühling – aber noch nicht der Frieden.

Auftragsmäßig war ich in einem Bereich etwas außerhalb der Stadtgrenze unterwegs. Ich sollte erkunden, ob hinter der Stadt bereits Panzer oder Feindtruppen wären. Ich sah sie an der Uferböschung, allerdings nur zur Hälfte. Turm und Geschützrohr waren nur im Dämmerlicht des Morgengrauens zu sehen. Ich kroch zurück und erstattete Meldung bei der Leitstelle. Offiziere waren nicht mehr da, sie waren angeblich zur Lage- und neuen Einsatzbesprechung an einem geheimen Ort. In der Kommandostelle, einer Schule, waren kaum noch Soldaten oder Vorgesetzte. Essen und Trinken musste man sich organisieren. Schlafen konnte man überall, aber ohne Bett und mit unruhigen Träumen. Den Stahlhelm setzte ich nicht mehr ab. Er hatte mir in Bremervörde nun schon drei Tage und Nächte als Kopfkissen gedient.

Am 3. Mai kamen dann die Feindpanzer von allen Seiten. Sie schossen und schossen. Die begleitenden Soldaten feuerten mit Handwaffen in alle Räume der Häuser und riefen „Hands up!“ Ich suchte Deckung in dem Bierkeller der dortigen Gaststätte. Darin waren die von mir vermissten Soldaten, wohl 30 bis 50 Mann. Mit ihnen erwartete ich den gemeinsamen Tod. Die Feindtruppen bräuchten nur einige Handgranaten in den Bierkeller zu werfen.

In diesem Keller brannte eine Kerze. Die alte Gastwirtin im Nachthemd betete laut. Der Gastwirt mit Zipfelmütze und Morgenmantel beendete das morgendliche Kriegsdrama am 3. Mai 1945. Mit erhobenen Händen und den Worten „Herzlich willkommen, herzlich willkommen“ trat er den eindringenden Feindtruppen gegenüber. Da war für mich der Krieg, der sinnlose „Heldenkampf“, zu Ende. Ich warf den Stahlhelm und das tschechische Maschinengewehr Kulomet samt Magazin und 25 Schuss weg.

Das Foto zeigt Oberbootsmaat Franz Bauer 1944/45 in seiner feldgrauen Marine-Uniform. Damals war er 23 Jahre alt und Ausbilder bei der 5. Marine-Lehrabteilung in Kopenhagen. Stahlhelm und Waffen warf er später weg – nicht aber sein junges Leben.

An die sechs Eierhandgranaten, die ich noch bei mir hatte, dachte ich in diesem Moment nicht. Diese legte ich später in den Schweinetrog im Stall, in den man uns zunächst einsperrte. War der Krieg nun wirklich zu Ende?

Mit vielen tausend deutschen Soldaten aller Waffengattungen fanden wir uns wenig später hinter Stacheldrahtrollen auf einer Wiese wieder. Sie lag im Bereich von Edingen in Belgien. Hunger und Durst waren die kleinsten Übel. Die Fragen: „Was wird aus Deutschland?“ und „Wie geht es meinen Familienangehörigen?“

wurden zu einem unbestimmten Alptraum. Dennoch hatte ich in der Folgezeit Glück. Ein Oberbootsmannsmaat war ich nun nicht mehr – aber 1945 wurde ich Polizeibeamter und 1981, nach 36 Dienstjahren, pensioniert. Die Sehnsucht nach Frieden hatte sich erfüllt.

Günter Richter

Würdevolle Tat

Es war im April 1945, also kurz vor Kriegsende in Edewecht im Ammerland. Täglich kamen junge Burschen, höchstens 16 oder 17 Jahre alt, durch den Ort, machten Pause, um dann ins Kampfgebiet zu marschieren.

Einmal kam einer dieser jungen Burschen zu uns und fragte: „Hier soll einer sein, der Haare schneiden kann?“ Tatsächlich war es mein Vater, der eine Handschneidemaschine besaß. „Gut, ich komme gleich wieder!“, sagte der junge Bursche, der Soldat, das Kind? Wenig später kamen etwa ein Dutzend junge Soldaten, so dass mein Onkel auch noch zur Schere griff. Einer dieser jungen Burschen erzählte: „Wir haben beschlossen, wenn wir oben beim Herrgott erscheinen, wollen wir schön und ordentlich aussehen.“ Nur wenige Tage später haben sie ihr Leben verloren.

Edewecht ist die Grenze zwischen Moor und Geest, getrennt durch den Küstenkanal mit einer Brücke in Edewechterdamm. Durch das Moor führten nur eine Klinkerstraße und die Eisenbahnlinie. Beide Strecken wurden hart umkämpft, gesprengt oder unbenutzbar gemacht. Deshalb konnten die Kanadier ihre Übermacht an Material, Panzern, Artillerie und Kettenfahrzeugen zunächst nicht umsetzen. Nur die Tiefflieger beherrschten den Luftraum über dem Kampfgebiet.

Wir hatten uns zuerst im Graben im Weideland einquartiert. Dann zogen unsere Familien in ein Waldstück, wo wir auf andere Familien trafen. Später zogen sich auch noch verschiedene Kompaniereste (Marine-Infanterie, SS-Division Hitler-Jugend und Fallschirmjäger) dorthin zurück. Ein 19-jähriger Oberfähnrich der Fallschirmjäger war Chef der zusammen gewürfelten Kompanie. Er ließ auf alles schießen, was sich bewegte. Auch einen 16-jährigen Hitlerjungen hat er vor den Augen der anderen erschossen, weil seine Füße kaputt waren vom Marsch. Als mein Vater fragte,

warum niemand etwas unternommen habe, kam die Antwort, dass keiner dem anderen trauen könne, alle wollten nur noch lebend nach Hause. Einige Tage danach mussten auch diese Reste der Wehrmacht sich schließlich zurückziehen. Nun waren wir zwischen den Fronten.

Im Morgengrauen ging Pastor Wilhelm Schulze aus Edewecht zu den Kanadiern. Er kam mit ihnen zurück und wir wurden zunächst auf den Marktplatz in Edewecht gebracht. Aber bald durften wir in unsere beschädigten Wohnungen zurück, obwohl noch geschossen und gekämpft wurde. Auf jeder Seite des Hauses stand ein Panzer. Diese beschossen Bad Zwischenahn, wollten unter anderem den Wasserturm zerstören. Am nächsten Morgen kam dann der Ortskommandant in einem Jeep angefahren und fragte nach unseren Eltern. Er sprach sehr gut deutsch und sagte, die Kühe müssten sofort gemolken werden, damit sie keine Euterentzündung bekämen. Er fügte hinzu, dass er Farmer sei und wisse, wovon er rede.

Unsere Eltern taten es – trotz Geschützdonner. Mein Vater kochte die Milch auf und ging damit zu den Panzersoldaten. Die freuten sich und wir bekamen Weißbrote und Corned Beef, Schokolade für uns Kinder und echte Seife für die Frauen. Wir kannten dies nicht mehr, deshalb war es für uns wie ein Wunder. Danach gab es weitere Aufgaben. Das tote Vieh, bereits in Verwesung, musste begraben werden. Wir Kinder mussten die ersten drei oder vier Spatenstiche ausheben, das andere erledigten die Erwachsenen. Die Tiere waren an den Beinen zusammengebunden und mit Pferden herangeschlurt worden. Der ekelige Geruch begleitete uns noch sehr lange. Auch die toten deutschen Kindersoldaten lagen teils im Gelände herum oder waren notdürftig verscharrt. Sie mussten beerdigt, beigesetzt werden.

Es war etwa Anfang Juni, als ich unserem Nachbarn beim Grasmähen mit einer Mähmaschine helfen durfte. Unser Nachbar saß rechts von mir und bediente den Mähbalken. Ich durfte das Pferd mit einer Leine leiten. Dann plötzlich blieb das Pferd ste-

hen. Die Weisung des Nachbarn lautete, nicht das Pferd zu schlagen und still sitzen zu bleiben. Dann sprang er vom Sitz und eilte nach vorne. Gegen die Weisung rannte auch ich aus Neugierde nach vorne zum Pferd. Es war entsetzlich: Vor dem Pferd lag im Gras ein toter deutscher Soldat. Der Nachbar sagte noch: „Kein Pferd tritt auf einen toten Menschen."

Das Beerdigen und Umbetten war eine Aufgabe für den Edewechter Postboten mit dem sprechenden Namen Engelmann. Dieser Mann hat mit seinen Händen die Toten vom Sand befreit, in Holzkisten gelegt und mit einem Pferdefuhrwerk zum Friedhof gefahren. Die Umbettungen und der Transport waren umgeben vom Verwesungsgeruch. Was dieser Mann vollbrachte, ist eine würdevolle Tat und nach meiner Ansicht unbezahlbar.

Kapitel 3

Kinder im Krieg

Annemarie Block (geborene van Häfen)

Ein Grab blieb leer

Am 8. Mai 1945 lag ich in einem Lazarett in Meppen in einem Gitterbett zwischen verwundeten Soldaten, die mich rührend umsorgten. Ich durfte keinen Zeh aus dem Bett stecken, schon war einer da und deckte mich wieder zu. Mein einziges Problem damals? Vor meiner schweren Verletzung hatte ich immer auf dem linken Daumen gelutscht. Das konnte ich nun nicht mehr. Mein linker Arm war gelähmt. Am 30. Mai wurde ich aus dem Lazarett ins Leben entlassen – einen Tag vor meinem sechsten Geburtstag.

Wie es dazu kam, will ich im Folgenden berichten: Es war am 23. April 1945, heute würde man sagen „kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges“. Doch das wussten wir damals noch nicht. Zwischen dem Bahnwärterhaus und dem Haus der Familie Becker hatten die Männer einen Erdbunker gebaut – so wie es auf dem Lande üblich war, mit Gras oben drauf. Darin saßen die Großeltern, Johann, Hiddo, Tante Hanne mit Sohn Johann, Mutter mit Mia, Willi und mir sowie die gesamte Familie Becker.

Bei einem Angriff versackte der Bunker. Da wir keinen kriegserfahrenen Mann bei uns hatten, verließen wir in Panik den Bunker. Ich rannte an Oma vorbei nach Beckers Haus. Ich spürte plötzlich etwas am rechten Ohr und lief weiter. Dann wurde mir schwindelig und ich fiel hin. Von ferne hörte ich später Stimmen: „Hier liegt sie!“ Ich war bis zum Dorffriedhof gerannt.

Was mir später erzählt wurde: Bei mir waren am rechten Ohr Splitter eingedrungen, das Ohr hing herab. Bei Mia drangen Splitter in die rechte Schläfe ein. Sie rief manchmal: „Mama, mach Licht an, es ist so dunkel – ich kann nicht sehen“. Willi hatte Glück, dass er nicht im Kinderwagen gelegen hatte. Die Kappe des Kinderwagens war durchlöchert wie ein Sieb. Bei ihm drangen Splitter in die Leisten ein. Unserer Mutter wurden beide Bei-

Diese Aufnahme zeigt die Familie van Häfen. Annemarie Block (links) berichtet vom Tod ihrer kleinen Schwester Mia (rechts), die von Granatsplittern tödlich getroffen wurde.

ne getroffen. Auch unsere Nachbarin, Frau Becker, und ihr Sohn erlitten Verletzungen.

Die medizinische Versorgung war zu dieser Zeit miserabel. So mussten „braune Schwestern“ im Dorf die Verwundeten versorgen. In der Nacht nach dem Angriff war es so still, dass man die Schreie der Verwundeten an der Grenze hören konnte. Wir, Frau Becker und Sohn, Mia und ich, wurden in einem Sanitärfahrzeug zum Kloster nach Meppen gebracht, wo man ein Lazarett eingerichtet hatte.

Zwischendurch kam ich zu Bewusstsein. Ich saß im Führerhaus auf dem Schoß eines Sanitäters. Einmal waren wir an der Grenze. Ich sah, wie der Schlagbaum hochgezogen wurde. Im Lazarett angekommen, setzten mich die Schwestern in eine Wanne ...

Ein Pastor in Meppen kümmerte sich um uns. Er fragte in einem Lager der Amerikaner nach einem Arzt, der zwei Gehirnoperationen durchführen könnte. Er fand einen – aber den Namen meines Retters habe ich nie erfahren. Er musste gleich nach den Operationen, die in der Nacht vom 1. auf den 2. Mai stattfanden, ins Lager zurück. Meine Schwester Mia überlebte die Operation nicht. Sie wurde auf dem Friedhof in Meppen beigesetzt. Eine Nonne gab ihr einen Rosenkranz mit ins Grab. Ein Grab daneben blieb leer – es war für mich gedacht gewesen. Wir Schwestern sollten zusammen bleiben.

Gottfried Braasch

Viel Krieg und wenig Frieden

In einem Pfarrhaus im Geiseltal (Sachsen-Anhalt), zwischen Braunkohlengruben, dem Mineralölwerk Wintershall, den Leunawerken mit der Benzinproduktion aus Braunkohle und den Bunawerken, bin ich mit fünf Brüdern groß geworden. Der Vater war seit 1942 Soldat. Freiwillig hatte er sich gemeldet, aus Solidarität mit den Männern seiner Gemeinde. Als Kinder waren wir stolz darauf, wenn wir auch nicht verstehen konnten, warum Mutter keine Hakenkreuzfahne aus dem Bodenfenster heraushängte.

Als nach dem Krieg der einzige in der Stadt Mücheln lebende und – weil er versteckt wurde – überlebende Jude sich bei Vater bedankte, ohne dass Mutter wusste (und bis heute nicht weiß) wofür, wurde die Rede von der Freiwilligkeit für uns zur Legende: Die Chance, aus dem Krieg zurückzukehren, war größer als die, das KZ zu überleben.

Der Krieg war für uns am 12./13. April 1945 zu Ende, als amerikanische Truppen bei uns einzogen. Ihnen eilte die Nachricht voraus, sie würden vergiftete Bonbons an die Kinder verteilen. Wir waren wohl die einzigen Einwohner des Dorfes, die an dem Tag nicht in den Bunker in der Kohlengrube gingen: Es würden bestimmt keine Bomben mehr fallen, meinte Mutter. Unser gewölbter Hauskeller freilich war voll mit alten Menschen und Kindern. Als ein Soldat ins Haus kam und fragte, ob Soldaten da seien, sagte Mutter: „come and see“ – er sah, lächelte und ging.

Der Befehl erging, alle Waffen und Fotoapparate müssten sofort abgeliefert werden. Wir Kinder fanden das interessant und zogen los in die Häuser des Dorfes. Vollbehangen mit Gewehren unterschiedlichster Art, einem Tablett voller Pistolen und Fotoapparaten kam ich kleiner Knirps um eine Wegecke zum Sammelpunkt, als ein Jeep mit Soldaten angebraust kam. Ich kriegte furchtbare Angst, denn wer mit Waffen angetroffen wurde, sollte

Die Fotografie zeigt die Pfarrersfamilie Braasch im Jahre 1946 kurz nach der Rückkehr des Vaters aus der Gefangenschaft. Links neben der Mutter steht Zeitzeuge Gottfried Braasch. Er war damals elf Jahre alt.

ja sofort erschossen werden. Aber die Soldaten riefen nur „Hallo“, winkten freundlich und fuhren weiter.

Ein Offizier fragte an, ob er mit einigen seiner Kameraden im Haus übernachten könne. In unserem „großen Zimmer“, das Spiel-, Ess-, Unterrichtszimmer und Gemeinderaum zugleich war, wurden schnell Matratzen und Decken bereit gemacht. Die Soldaten machten es sich bequem, ohne dass jemand im Haus belästigt wurde. Das Haus war außer mit uns sechs Jungs, der Mutter und einer Tante zudem voll belegt mit Evakuierten und Flüchtlingen. „Morgen ist Sonntag und wir möchten Gottesdienst feiern“, sagte Mutter. Die Soldaten räumten das Zimmer ordentlich auf und gingen zu ihren Autos, die vor dem Haus standen. Einen Karton voller Bonbons ließen sie zurück. Wir sollten sie aber nicht anrühren, sagte Mutter. Einer der Brüder tat es doch. Er lebt heute noch und pflegt die über 100-jährige Mutter.

Dass die Bombardierungen aufhörten, war für uns zunächst die eigentliche Befreiung. Seit Pfingsten 1944 saßen wir fast Tag und

Nacht im Bunker. Begann oder endete der Fliegeralarm nach 23 Uhr, hatten wir am nächsten Tag keine Schule. Das allerdings fanden wir ganz gut.

Die Industrie ringsum in der Region wurde ständig bombardiert. Wir lebten wohl im am stärksten bombardierten Landkreis Deutschlands. Allein auf das Mineralölwerk im Nachbarort seien 80 000 Tonnen Bomben gefallen, hieß es. Einmal sahen wir acht Tage lang keine Sonne wegen der Rauchschwaden von den brennenden Öltanks.

Als mir Vater von der Flak bei Aachen schrieb, sie hätten den 72. Ring an das Geschützrohr gemalt, war ich sehr stolz. Aber dann dachte ich: Wieso ist denn bei uns herum trotzdem alles kaputt bombardiert? Unsere Soldaten siegen doch und beschützen die Heimat sicher – so hörten wir es in der Schule und sahen es in der „Wochenschau" – da kann doch was nicht stimmen? Bestimmt wusste der Führer nichts davon, sonst hätte er längst was unternommen. Mutter schickte uns Sonntagnachmittags ins Kino, damit sie wenigstens etwas Ruhe hatte. Die „Wochenschau" und „Die deutsche Arbeitsfront" (so meine Erinnerung): Der deutsche Soldat siegt, siegt, siegt und der Feind fällt, fällt, fällt ... Und dann kamen fast täglich weinende Frauen, um die Trauerfeiern für ihre Söhne oder Ehemänner anzumelden: „Gefallen für Führer, Volk und Vaterland". Was stimmte eigentlich noch?

Im Januar 1945 schrieb ich an Vater eine Karte: „Nun werde ich bald zehn Jahre alt. Sechs Jahre Krieg und vier Jahre Frieden. Ein bisschen viel Krieg und wenig Frieden." Vom Vater kam dann zum Geburtstag ein Brief. Er schrieb mir, dass Gott und Frieden zusammen gehörten und dass mein Vorname Gottfried kein Zufall sei und ich solle die Weihnachtsgeschichte im Lukasevangelium lesen. Der Brief war einer der letzten bis kurz vor Weihnachten 1945. Vater kam spät im Jahr 1946 heim.

Am 7. Mai 1945 sollte ich den ersten Dienst im Jungvolk haben. Der fiel aus. Damals war ich böse deswegen. Erst viel später

wurde der 8. Mai für mich ganz bewusst ein „Tag der Befreiung“. Befreiung hieß auch: sich nicht bannen lassen von hinterhältiger Propaganda.

Der Krieg mit Bomben war zu Ende. Soldaten blieben noch lange: Alliierte, die bald Feinde wurden, Befreier, die bald unterdrückten. Dann kamen Männer und Frauen in anderen Uniformen, aber mit gleicher Sprache, wie wir sie hatten. Trotzdem verstanden wir sie weithin nicht. Aber wir wussten: Es waren Bewacher, nicht Beschützer. Allmählich legte sich wieder Angst über das Land, das nun den Namen „Deutsche Demokratische Republik“ trug.

Dann gingen die Menschen auf die Straße. Sie konnten nicht schießen, wollten es auch nicht. Sie hatten Kerzen in den Händen und Gebete in den Herzen – und auf den Lippen: „Frieden!“

Dagmar Werner

Der braune Affe grüßt nicht mehr

Am 14. Februar 1945 bin ich drei Jahre alt geworden. Wir wohnten in Köthen, Sachsen-Anhalt: Mutti, Vati und ich. Vati erhielt im Fronteinsatz einen Ellenbogen-Durchschuss und wurde nach dem Lazarettaufenthalt nach Hause entlassen.

Erinnern kann ich mich an manche Nacht, in der wir durch Fliegeralarm aus dem Schlaf gerissen wurden. Hastiges Anziehen, Mutti hatte alle wichtigen Papiere griffbereit, Treppe runter, dann über den Hinterhof in den Keller des Rückgebäudes. Den Weg dorthin empfand ich immer als gruselig, es war ja Verdunklung angeordnet. Das Geräusch der anfliegenden Bomber, Pfeifen, näher kommende Bombeneinschläge, Erschütterungen: es waren angstvolle Nächte. Nach den Angriffen musste jedes Mal erst die Wohnung wieder von Schutt und Glasscherben gereinigt werden. Etwas aber blieb unerschütterlich an seinem Platz: Hitlers großes Bild, das über dem Klavier hing.

Ich hatte einen kleinen braunen Plüsch-Affen, der für mich etwas Besonderes war: er konnte nämlich die Arme heben. Dieser Affe grüßte beim Spielen mit dem rechten Arm und einem „Heil Hitler“ von mir das Bild unseres Führers. Dann kam der Tag, an dem sich manches ändern sollte. Mit großem Getöse ratterten Panzer und Militärfahrzeuge über das Kopfsteinpflaster an unserer Wohnung vorbei. Wir sahen erstaunt aus dem Fenster, mein kleiner Affe grüßte die unbekannten Soldaten mit erhobenem Arm. Da versuchten mir meine Eltern klar zu machen, dass die fremden Soldaten Amerikaner und unsere Befreier seien. Der Krieg sei nun vorbei und Adolf Hitler nicht mehr unser Führer. Das musste wohl wahr sein, denn das Bild von ihm fehlte plötzlich über dem Klavier im Wohnzimmer.

Unbegreiflich war aber das Ereignis am Abend, als sich die amerikanischen Soldaten wieder Richtung Westen zurückzogen.

Die Aufnahme aus Kindertagen zeigt Dagmar Werner mit ihren Puppen.

Am nächsten Tag marschierten von Osten her erneut Soldaten vorbei. Diesmal hatten sie russische Uniformen an.

Der Krieg war zwar offiziell vorbei, aber die schlechte wirtschaftliche Lage veranlasste meine Eltern, sich mit mir in den Westen abzusetzen. Im September 1949 brachten uns zwei alte Fahrräder, auf einem der Gepäckträger saß ich, nach Bayern zu den Großeltern. Der gesamte Hausrat und auch der kleine braune Affe blieben in Köthen zurück. Einige Jahre trauerte ich meinem verloren gegangenen Äffchen nach. Ich akzeptierte es aber als symbolisches Opfer, denn der „große braune Affe“ war ja auch verschwunden!

Hallgerd Wagner

Alles ist anders

In der langen Zeit, die vergangen ist seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges, ist vieles dem Gedächtnis entfallen. Aber die Ereignisse des einen Tages, des Tages, an dem der unglückselige Krieg endlich vorbei war, leben unverlierbar in meiner Erinnerung: Es ist der 8. Mai 1945.

Immer war der 8. Mai ein besonderer Tag für uns, denn es war der Geburtstag unseres Vaters. Doch wir mussten ihn nun schon zum vierten Male ohne ihn feiern. Vater war im Juli 1941 am nördlichen Eismeer gefallen. In jedem Jahr schmückte meine Mutter an diesem Tag sein Bild mit Blumen, die Lebenslichter der Kinder wurden angezündet und Bilder vom Vater, seine Feldpostbriefe sowie Tagebücher haben in uns vier Kindern das Gedenken an unseren Vater wachgehalten.

Doch an diesem 8. Mai im Jahre 1945 ist alles anders. Es ist ein grauer Tag. Wir sind mit unserer Mutter auf dem Weg in den Wald. Es ist kühl und wir suchen lange nach einem trockenen Lagerplatz. Es ist nicht unser Wäldchen und auch nicht der Strandpark zu Hause auf dem Mecklenburger Fischland. Wir sind in Dänemark, Flüchtlinge. Wir sind im Schiffsbauch eines Frachters über die verminte Ostsee gekommen, vor ein paar Tagen erst. Wir sprechen nicht von zu Hause, nur einmal fragt Tuve, mein um drei Jahre jüngerer Bruder: „Ob jetzt die Russen in unserem Haus wohnen?“

Wir erzählen uns vom Vater und die beiden Kleinen, die erst zwei und drei Jahre alt waren, als die Todesnachricht kam, hören aufmerksam zu. Die Mutter erzählt, wie auch er als Flüchtlingskind 1918 seine baltische Heimat verlassen musste. Von dem starken, wärmestrahlenden Wesen unserer Mutter fühle ich mich beschützt und geborgen. Sie holt etwas Herrliches, von den Kleinen noch nie Geschmecktes aus der Tasche: eine Tafel Schokolade. Sie

Das Foto zeigt Hallgerd Wagner im Jahre 1943.

hat einen blauen Stoff, der für eine Marineuniform unseres Vaters bestimmt war und der merkwürdigerweise ins Fluchtgepäck kam, gegen Dänische Kronen eintauschen und dafür Schokolade für uns kaufen können.

Während wir die Schokolade verspeisen, sagt meine Mutter plötzlich: „Kinder, Deutschland hat kapituliert!“ „Was heißt das? Das heißt doch, dass wir den Krieg verloren haben?“, fragt wir. „Ja“, antwortet Mutter. „Heute Mittag, als die deutschen Soldaten kamen, um die Verpflegung für unser Flüchtlingslager abzuliefern, haben sie die Nachricht mitgebracht. Und jetzt werden sie wohl abziehen nach Deutschland.“ „Und wir bleiben hier?“ „Ich weiß nicht“, sagt sie: „Vorläufig müssen wir wahrscheinlich in Dänemark bleiben, weil der Westen Deutschlands mit Flüchtlingen schon mehr als überfüllt ist. Aber wir wollen dankbar sein, dass wir alle am Leben geblieben sind, dass wir ein Dach über dem Kopf und zu essen haben.“

Wie seltsam das alles ist. Meine Mutter ahnt wohl, wie schwer es mir fällt, das alles zu begreifen. Dabei hatte ich es zuvor so deutlich vor mir gesehen: Es ist endlich Frieden. Ich stehe mit

allen anderen an der Kirche, am Eingang des Dorfes, die Kirchenglocken läuten und wir warten auf die Soldaten, die endlich aus dem Krieg heimkehren. Nur mein Vater wird nicht dabei sein. Und jetzt ist nichts in mir als ein großes Staunen. Dass Erwachsene sich so irren konnten!

Als wir aus dem Wald heraus und auf die Dorfstraße kommen, sagt meine Mutter: „Das war wohl unser letzter Ausflug. Wir sind hier ungebetene Gäste und die Dänen lieben uns nicht. Ihr ganzes Land ist gegen ihren Willen von der deutschen Wehrmacht besetzt worden."

Auf dem Weg durchs Dorf kommen wir an einem Schneidergeschäft vorbei. Meine Mutter gibt mir ein paar Dänische Kronen und bittet: „Füchslein, spring hier herein und besorge schwarzes Nähgarn, Nadeln und was zum Strümpfe stopfen. Die Soldaten haben versprochen, ihre Wolldecken hier zu lassen, wenn sie sich auf den Weg in die Heimat machen. Wir können Mäntel und Hosen für die Jungen daraus nähen. Hör gut zu: Wenn du in den Laden kommst, sag Guten Tag und nicht Heil Hitler."

Die Frauen des Flüchtlingslagers Fjelstrup in Dänemark.

Zum Laden geht es ein paar Stufen hinunter. Es ist niemand da. Es ist düster und riecht nach Stoff. Ich habe Angst, dass der Schneider nicht verstehen wird, was ich kaufen will. Aber in Fjelstrup verstehen noch die alten Leute Deutsch, weil dieser Teil von Dänemark früher zu Deutschland gehörte. Als der Schneider hereinkommt, will mein rechter Arm beinahe wie von selbst in die Höhe gehen. Ich bekomme einen Schreck und sage ganz laut: „Guten Tag."

Als ich noch in die Volkshochschule ging, hat unsere Lehrerin öfter mit uns das „richtige Grüßen" geübt. Sie marschierte im Klassenzimmer auf und ab. Wir mussten einzeln nach vorne kommen und kurz vor ihr, im richtigen Abstand, den rechten Arm heben zum „deutschen Gruß". Sie wurde ärgerlich, wenn wir „Hei Hitler" oder „Heitla" sagten. Ich weiß, dass auf einmal alles anders geworden ist. Ich kann nicht richtig darüber nachdenken. Ich bin stolz, dass ich mich schon ganz gut in Fjelstrup auskenne. Wir sind mit den vielen Kindern aus dem Lager durchs Dorf gelaufen und haben die Gegend erkundet. Ich möchte gerne die dänische Sprache lernen.

Als ich zum Gasthof komme, stehen zu beiden Seiten der Eingangspforte Soldaten mit Gewehren. Keine deutschen Solda-

Die Kinder des Flüchtlingslagers Fjelstrup.

ten, sie haben eine Art von dunkelblauen Uniformen. Ich habe plötzlich Angst und renne schnell zwischen ihnen hindurch. Meine Mutter hat hinter der Pforte auf mich gewartet. Sie nimmt mich in den Arm. Sie sagt, dass es dänische Freiheitskämpfer sind, die schon lange auf diesen Tag gewartet haben. Zum Glück gibt es einen schönen großen Garten hinter dem Haus für all die vielen Kinder. Aber ich sehe, wenn eines der Kinder der Pforte zu nahe kommt, nehmen die Freiheitskämpfer ihre Gewehre von der Schulter und versperren damit den Eingang. Und da denke ich: Hereingekommen bin ich, aber jetzt bin ich gefangen und komme nicht wieder heraus.

Es wurden drei lange Internierungsjahre, die wir in Dänemark verleben mussten, in verschiedenen Barackenlagern, eingesperrt hinter Stacheldraht. Erst im Jahre 1948 kehrten wir mit „Zuzugsgenehmigung ohne Anspruch auf Wohnraum“ nach Deutschland zurück.

Helga Worpenberg (geborene Pocher)

Wieder daheim

Am 8. Mai 1945 hacke ich im Grasgarten von Großonkel Ludwigs Bauernhof Holz. Ich bin ein kleines Mädchen, fast auf den Tag acht Jahre alt. Unsere Familie ist vor den Bomben in Wiesbaden und im Rhein-Main-Gebiet geflüchtet. „In die Rhön“, so heißt es immer, wenn wir zu Großonkel Ludwig nach Thüringen gehen, unsere zweiten Heimat. Man hat mich gut unterwiesen.

Vorsichtig und ganz bedächtig hacke ich das Holz und bin stolz, dass ich das darf und kann. Der Hof ist ein Paradies für uns Stadtkinder. Er ist umsäumt von zwei Bächen, in denen es immer etwas zu finden und aufzustauen gibt. Und dann die Tiere, das akribische Eiersuchen in der Scheune: Wo sind die versteckten Nester? Unser Papa fehlt uns. Er ist als Soldat mit seiner aufgelösten Truppe unterwegs.

Zwei Wochen später sagt Mutti uns, meinem fünfjährigen Bruder und mir: „Wir müssen heim!“ Sie hat erfahren, dass man ihr die Wiesbadener Wohnung wegnehmen will. Ihr Mann war ja in der Partei. Sie sagt: „Dann lasse ich mich eben scheiden (Unterton: und heirate den Papa später wieder), mir und den Kindern müssen sie die Wohnung lassen!“ Sie ist energisch und ängstlich zugleich.

Beim Schmied wird ein Gefährt für das Gepäck organisiert. Er fertigt es uns extra an, zweirädrig, wackelig, fahrradbereift. Tante Marie, Muttis Schwester, und deren Mann wollen meinen Bruder auf ihren Fahrrädern nach Wiesbaden mitnehmen. Wir beide wollen laufen und trampen.

Der Morgen, an dem wir aufbrechen, ist wie eine neugeborene Welt, unbeschreiblich schön. Es wird ein heißer Tag werden. Fröhlich schiebe ich mit Mutti den Wagen. Ich freue mich auf daheim und wohl auch auf das Abenteuer. Wir haben gleich Glück. An der Hauptstraße nimmt uns ein Lastauto mit. Es hat

Das Foto zeigt die Familie Pocher: Alfred, Mutter und Zeitzeugin Helga. Die Erlebnisse von Alfred Pocher sind in diesem Buch ebenfalls niedergelegt. Sie lesen sie unter dem Titel „Ein paar Tränen".

Reifenstapel geladen, ein herrlicher Spielplatz für ein kleines Kind. Prompt fällt mir mein Trinkbecher in den Reifenschornstein, unwiederbringlich. Mutti ist entsetzt. Ich lache, um sie zu trösten. Mit Laufen, Fahren und Mitgenommenwerden geht unsere Reise erstaunlich gut voran. Immer sind Hände da, wenn unser sperriges Gepäckstück gehievt werden muss. Es gibt viel Hilfsbereitschaft in dieser Zeit.

Dann, in einer stillen Straße, macht unser Handwagen zum ersten Mal schlapp. Eine der eilig geschweißten Nähte geht auf. Wie Mutti es schafft, eine verwunschene Schlosserwerkstadt zu finden, in der das Wägelchen repariert wird? Ich weiß es nicht! Ich bestaune derweil die blühenden Alleebäumchen, den Rotdorn, den ich so liebe. Daheim, denke ich, in der Westendstraße, da blüht er jetzt auch schon. Es ist sehr heiß. Ich habe Durst, doch es macht mir nichts. Ich freue mich so. Laufen, winken, fahren – wir sind schon nahe an Wiesbaden.

Am späten Nachmittag in einem Frankfurter Vorort bricht unser Wagen wieder zusammen. Mutti weint. Ein weißer Volkswagen hält an. Es ist ein Arzt, der von seinen Hausbesuchen kommt. Er besieht sich den Schaden und seufzt: „ Warum müssen Sie denn alle planlos flüchten. Bleiben Sie doch erst einmal an dem Ort, an dem Sie sind.“ Mutti erklärt ihm, dass wir ja gar keine „echten“ Flüchtlinge wären. Wir wollen und müssen doch heim. Ich glaube, sie erwähnte auch das Dilemma mit der Wohnung. Daraufhin lädt der Arzt unser Trümmergefährt auf die Haube des VW und Mutti und mich ins Innere desselben und fährt mit uns zu einem schneeweißen Bungalow. Seine Frau nimmt mich bei der Hand und führt mich in ihr Badezimmer. Wir dürfen uns waschen und trinken. Im Wohnzimmer bringt sie uns dann zwei Schüsselchen mit den ersten Monatserdbeeren. Nie werde ich das vergessen. Sie tröstet, meine Mutti weint wieder und der Arzt schweißt derweil in seiner Werkstatt den für uns so wertvollen Handwagen.

Wie sehr wünsche ich mir heute am 8. Mai 2004, an dem ich diese Zeilen schreibe, es gäbe noch Verwandte dieser lieben Menschen, denen ich danken könnte.

Bis in die Dunkelheit traben und fahren wir weiter. Da nimmt uns nahe Wiesbaden-Biebrich wieder ein kleiner Pritschenwagen mit. Er riecht nicht gut. Dass es ein leerer Tiertransporter ist, merken wir erst, als ich auf einer Ladefläche kräftig ausrutsche und in „etwas“ hineinfalle. Nun ist meine arme Mutti aber wirklich am Ende ihrer Kraft. Doch wieder lache ich und sage, „Mutti, wein doch nicht, wir sind ja gleich daheim, dann kann ich mich waschen.“

Obwohl erst acht Jahre alt, habe ich, so glaube ich heute, doch genau gespürt: Sie braucht jetzt Trost. Und später, viel, viel später, sagte die Mutter mir auch einmal: „Kind, wenn ich Dich nicht gehabt hätte auf dieser Reise, mit deiner Fröhlichkeit.“ Da war ich fast wieder stolz wie beim Holzhacken. Dabei muss ich ihr einmal das Herz recht schwer gemacht haben auf den ersten

Reisekilometern. Es überholten uns winkend deutsche Soldaten und ich behauptete stundenlang, da sei der Papa dabei gewesen.

Es war der Wunsch eines Kindes, der sich dann in Wiesbaden tatsächlich erfüllte: Endlich waren wir alle wieder zusammen!

Alfred Pocher

Ein paar Tränen

Ich war fünf Jahre und acht Monate alt. Mit meiner Schwester und meiner Mutter hatte ich in einem kleinen, völlig verschlafenen Ort bei Vacha, nahe der hessisch-thüringischen Grenze, bei meiner Großtante und meinem Großonkel die letzten Kriegsmonate verbracht. Es hieß, die amerikanischen Soldaten würden jetzt abziehen und die Russen würden kommen. Da sollte man besser bald aufbrechen, bevor der Weg nach unserer westlichen Heimatstadt, Wiesbaden, versperrt wäre.

Am Vormittag des vergangenen Tages hatte ich noch auf der Viehweide gespielt und ein großes viereckiges Loch bestaunt, das mein Großonkel Ludwig dort ausgehoben hatte. Da käme jetzt eine Truhe hinein mit wichtigen Sachen, hatte er mir erklärt, und darüber würde, um die Grabung zu verbergen, Brennholz geschichtet. Ich möchte bitte unbedingt meinen Mund halten. Später sah ich dann, dass das Holz von der Hauswand weggeräumt worden war, wo es vorher gelagert hatte, und ein kleines, knapp über dem Rasen gelegenes Fenster war frei geworden. Ich blickte hinein. Es war die bei den Stallungen gelegene Toilette, und meine Großtante Monika saß drauf. „Huhu“, rief ich ihr durchs Fenster zu, und sie blickte erschreckt nach oben. Anschließend kam sie dann noch auf die Weide und schalt. Bei so etwas könne man vor Schreck einen Herzschlag kriegen, erklärte sie mir. Das sittliche Problem war ihr weniger wichtig. Sie liebte mich sehr.

Wir brachen am nächsten Tag früh auf. Mein Onkel, meine Tante und mein Cousin waren mit Fahrrädern gekommen, um mich abzuholen und nach Hause zu bringen. Meine Mutter hatte sich einen zweirädrigen Handkarren bauen lassen, zusammengesetzt aus einer Kiste, einer Deichsel und zwei Fahrradfelgen. Den schob sie, beladen mit tausend Dingen, vor sich her und führte gleichzeitig meine Schwester an der Hand. Ich blickte noch kurz

zurück, während ich bei meinem Cousin auf der Rahmenstange des Fahrrades saß, aber dann bog der Dorfweg ab und ich sah sie nicht mehr. Zu Fuß wollten sie von Thüringen nach Wiesbaden. Das schien mir unmöglich.

Alfred Pocher gehörte im September 1945 zu den ersten Nachkriegsschülern. Den Anzug nähte seine Mutter aus amerikanischem Uniformstoff.

„Da vorne kommt ein Kontrollposten“, sagte mein Cousin Schorsch nach etwa drei Kilometern, kurz hinter Butlar, „geh sofort zurück zu Onkel Jack und Tante Marie!“ Auch die hatten ihre Räder angehalten und schärften mir ein: „Wenn man dich fragt, dann musst Du unbedingt sagen, wir sind deine Mama und dein Papa!“ Dann ging ich mit beiden über die Landesgrenze, amerikanische Soldaten blätterten in ihren Ausweispapieren und ließen uns ziehen. Keiner fragte mich, wessen Kind ich sei. Den Metallzaun, die „Mauer“, die ich Jahre später dort sah, hab ich nie wirklich begriffen.

Noch in Hörweite des Postens meinte meine Tante: „Schorsch, du bist ja doch schneller als wir. Fahr voraus, wir treffen uns in Wiesbaden!“ Schorsch stieg froh aufs Rad und war weg. Wir indes rollten langsam über die Landstraßen des Fuldaer Kreises. Ich saß die ganze Zeit auf der Rahmenstange. Noch heute frage ich mich, wie ein Kind stundenlang so sitzen kann, ohne dass ihm das Gesäß weh tut.

Es hat zwei, vielleicht drei Übernachtungen gegeben – ich erinnere mich nur an die erste. Das Zimmer war noch hell von der untergehenden Sonne. Ich hatte nicht viel essen wollen, und nun

lag ich zusammen mit Onkel Jack in einem etwas zu engen Bett, dachte an meine Mutter, meine Schwester und die grüne Viehweide. Dann weinte ich ganz leise, nur für mich allein, so wie die Erwachsenen weinen. Ich hatte das schon einige Male bei meiner Mutter gesehen. „Du hast ja geweint“, sagte mein Onkel am nächsten Morgen ernst, aber nicht unfreundlich. „Ja“, sagte ich nur. Dann fuhren wir weiter den Main entlang.

Wir trafen uns zu Hause alle wieder. Mutters Handwagen war unterwegs mehrmals zusammengebrochen, und meiner Schwester hatte eine sehr liebe Frau ein paar frühe Erdbeeren geschenkt. An das Wiedersehen mit meinen Wiesbadener Freunden erinnere ich mich, und wie sie mir beibrachten, auf Amerikanisch Kaugummi, Schokolade und Gottverdammich zu sagen. An meinen Vater erinnere ich mich, wie er aus dem Krieg still und verbittert heimkehrte und nachts laut träumte. Und an meine Großmutter Anna erinnere ich mich, die uns oft eine Orange oder ein Paket Kekse aus dem amerikanischen Offizierskasino schmuggelte, alles gut verborgen in ihrer geräumigen Unterwäsche. Später, nach der Einschulung, gab es dann noch kalte Füße im Klassenzimmer und Schulspeisung. Großtante Monika sah ich nicht mehr wieder. Sie starb dreißig Jahre bevor dieser unbegreifliche Zaun fiel.

Ich denke oft an Erwachsene und Kinder, die wegen dieses Krieges mehr verloren haben als ich und mehr vergossen haben als nur ein paar stille Tränen an einem einzigen Abend. Im Heer aller Leidenden stehe ich möglicherweise recht weit hinten. Für den langen Frieden danach haben Millionen Menschen mehr bezahlt als ich. Aber wenn Tränen dafür die Münze waren, dann waren wohl auch meine Tränen wichtig.

Postskriptum:
Horst Pocher ist der kleine Bruder von Helga Worpenberg, die ihre Erfahrungen im vorangegangenen Bericht „Wieder daheim“ schildert.

Ursula Riebensahm (geborene Fritzsche)

Als die Nacht brannte

Als mein Bruder am 1. September 1939 in Guben geboren wurde, begann der Zweite Weltkrieg.

Guben war zu dieser Zeit ein beschauliches Städtchen, durch das die Görlitzer Neiße noch immer fließt. Mit meinem etwas älteren und dem jüngeren Bruder verlebte ich wohlbehütet frühe Jahre. Wir wohnten in einer Etagenwohnung, lebten aber viel im Garten bei den Großeltern in der westlichen Vorstadt. Uns Kindern mangelte es kaum an etwas. Ich kann mich nur daran erinnern, dass ich immer Schuhe hatte, die für mich zu klein waren – Kinderschuhe waren Mangelware, es mussten Soldatenstiefel produziert werden.

Unser Vater war eine Zeit lang Soldat, er tat Dienst beim Zoll. Wohl hörten wir hin und wieder Sirenengeheul, doch Feindangriffe auf die Stadt gab es nicht. Dass Krieg war, merkten wir, weil sehr viele Soldaten in der Stadt waren: In Guben wurden Sanitätseinheiten für die Hauptkampflinie zusammengestellt. Sanitätssoldaten lebten in Kasernen, Offiziere als „Einquartierung“ in Familien. Unsere Situation änderte sich im Januar 1945 schlagartig: Vater wurde wieder eingezogen und lag mit seiner Einheit in Crossen an der Oder. Ich konnte es gar nicht verstehen, dass in Crossen, wo liebe Verwandte wohnten, Krieg sein sollte. Doch wir hörten den Kanonendonner. Ob Eltern und Großeltern Ende Januar wussten, dass es in Auschwitz ein Konzentrationslager gab und dieses von den Russen befreit worden war, weiß ich nicht. Und wenn, jeder hatte in dieser Zeit so viel Sorge um die eigene Existenz, um das tägliche Brot, die Sicherung der Heimat und das Verbleiben dort. Auschwitz war weit ...

Mutter war hochschwanger und wollte ihr viertes Kind in der Heimat zur Welt bringen. Dafür war jedoch keine Zeit mehr. Aufgrund ihrer Lage, kurz vor dem Mutterkreuz, durfte Mutter

Das Foto zeigt Ursula Riebensahm (geborene Fritzsche) mit ihren kleinen Bruder und dem Puppenwagen.

mit drei Kindern die Stadt knapp vor dem Befehl zur Räumung verlassen. Ihre Schwester begleitete uns zu einer treuen Freundin und ihrer Familie nach Chemnitz. Dort lernten wir den Krieg, und was er für die Bevölkerung bedeutete, sehr schnell und deutlich kennen – und nach wenigen Tagen bekamen wir dann das Schwesterchen.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1945 wurde das bis dahin noch heile Dresden zerstört. Dabei kamen auch tausende Flüchtlinge aus östlichen Regionen, die in den Elbwiesen lagerten, zu Tode. Am 5. März 1945 brach das Inferno über Chemnitz herein. In der Nacht vom 5. zum 6. März, der sogenannten Brandnacht, wurden auch wir ausgebombt; das Haus brannte, über das Treppenhaus gab es kein Entrinnen. Wir alle mussten im Keller durch den Mauerdurchbruch in das Nachbarhaus kriechen. Von dort gelangten wir in das Treppenhaus und zur Haustüre auf die Straße. Als alle dort angekommen waren, brach das Treppenhaus hinter uns in sich zusammen. Auf der Straße umfing uns große Hitze, von den Flammen ringsum waren wir geblendet, über uns die Tieffleger, die wild über die Straße feuerten. Doch wohin gehen?

Die Mütter hielten ihre Kinder zusammen, die wenigen Männer machten sich auf die Suche nach Unterschlupf für uns. Im Schutze eines ausgebrannten Omnibusses warteten wir auf ein Zeichen, wohin wir gehen könnten. Als wir dort standen, sahen

wir über den Stephansplatz zu einem Lyzeum, in dem ein Lazarett untergebracht war. Verwundete Soldaten kamen, sich gegenseitig stützend, in einer unaufhörlichen Prozession heraus. Der lange Zug von Menschen in Schlafanzügen wird mir unvergesslich bleiben. Wohin sie gegangen sind, wo sie Schutz gesucht und gefunden haben, ich weiß es nicht, sie wussten es wohl selbst nicht. Für uns gab es einen Zufluchtsort: Wir zogen gemeinsam in das Haus der Schwiegereltern von Muttis Freundin.

Doch das zähe Ringen ums Überleben ging weiter. Hunger hatten wir täglich. In den Kellern der ausgebrannten Häuser wurde nach Proviant gesucht. So manches Mal, wenn wir zur ausgebrannten Ruine des Hauses kamen, das wir verlassen hatten, ging der Blick hinauf zum Küchenfenster. Dort stand, vom grausigen Geschehen ringsum scheinbar unbeschadet, ein großer Topf mit vorbereiteter Kohlrübensuppe. Er stand über Jahre dort. Ich kann mich erinnern, dass wir Kinder mit Leiterwagen, auf denen Wannen, Kannen und Krüge standen, zum Hydranten zogen, um Wasser zu holen. Stets standen wir in einer langen Warteschlange, bis wir unsere Gefäße füllen konnten. So manches Mal kamen wir erst nach Hause, als es schon lange Voralarm gegeben hatte, was wir aber wegen des Schepperns der Gefäße nicht hatten hören können.

Die Mütter schwebten jeweils in heller Aufregung und Sorge um uns. Es kam der Tag, an dem Betttücher zur Straße hin aus den Fenstern gehängt wurden. Das muss dann der 8. Mai, der Tag der Gesamtkapitulation der Deutschen, gewesen sein, obwohl Chemnitz vorher zur „offenen Stadt“ erklärt worden war. Die Amerikaner zogen ein, die Erwachsenen waren zufrieden und schöpften Hoffnung.

Aus sicherer Entfernung, wir durften nicht mehr unerlaubt bis an die Gartentür gehen, schauten wir Kinder zu den Panzern mit den fremden Soldaten, die erst in die eine und dann, zum Entsetzen und herber Enttäuschung der Großen, in die andere Richtung dröhnten. Die Russen kamen, die Situation änderte sich

eklatant. Ständig wurde jeder und alles kontrolliert. Alle Besatzer hatten Angst, besonders vor heimlich behaltenen Waffen. An jeder der vier Ecken einer Straßenkreuzung stand ein russischer Soldat mit Gewehr im Anschlag, während andere Soldaten nach Beute in Häusern und Gärten stöberten.

Das Elend nach dem Krieg nahm kein Ende. Was nützen Bezugsscheine, wenn die wenigen noch existierenden Läden leer waren? Die Zeit für Tauschgeschäfte war gekommen: Was übrig oder nicht lebensnotwendig war, wurde gegen die wichtigsten Dinge des alltäglichen Lebens getauscht. Es war eine harte Zeit.

Für uns gab es den ersten Lichtstrahl, als unser Vater im Sommer aus der Kriegsgefangenschaft zurückkam. Er konnte Mutter fortan entlasten. Doch was sollte aus uns werden? Ein Zurück in die erste Heimat gab es für uns nicht. Vater ließ nichts unversucht, eine neue Existenz aufzubauen. Weder in Sachsen, noch in Thüringen konnte er Fuß fassen. Dann traf er auf der Leipziger Messe einen Freund aus der Heimat, der sagte, er habe in Bayern neu angefangen, dort seien die Chancen, voranzukommen, besser als in der sowjetisch besetzten Zone. Zuerst ging Vater schwarz über die Grüne Grenze, in Bayern gelang ihm ein bescheidener Neuanfang. Ende des Jahres 1947 holte Vater seine Familie mittels einer Zuzugsgenehmigung ganz legal nach Bayern, wo wir Weihnachten ankamen.

Für uns war der Krieg vorbei.

Christa Reimann

Der Tommy kommt!

„Der Tommy kommt, der Tommy kommt!“ Christa hört die vielen Stimmen, als sie mit Großvater an den Landungsbrücken steht. Die Bomben haben ganze Arbeit geleistet, überall Trümmer, hoch aufgetürmt. Ein Lautsprecherwagen fährt durch die Straßen: „Alles von der Straße. Wer noch draußen ist, wird erschossen!“ „Opa, was machen wir? Wir sind so weit von zu Hause weg.“ „Komm, mien Deern. Wi find all wat. Und wenn wir uns in den Ruinen verstecken.” Christa: „Was will der Tommy mit uns machen?“ „Dat weet ick oak nich. Nu komm man.“

Die Hand des Kindes schmiegt sich ganz eng in die des Großvaters. Sie laufen die Ruinenstraßen entlang, immer im Schutze der riesigen Steinhaufen, klettern über sie hinweg, wenn es nicht anders geht. Menschen mit Staubgesichtern hasten ihnen entgegen, die Elbe rechts von ihnen. Der Fluss stinkt widerlich, wie gäriges Obst. Drüben sieht man die Howaldswerke, Blohm & Voß – Trümmerwüsten. Ab und zu ragt ein Schiffsrumpf aus dem trüben Wasser. Die Bäume unter der ehemaligen U-Bahn-Haltestelle Baumwall sind nur noch knochige Hände, verbrannt. Hilfeschreie begleiten den Morgen des 8. Mais im Jahre 1945.

Nun verbergen sie sich in einer Ruine. „Ich muss mein braunes Hemd ausziehen,“ meint der Großvater, „sonst denken die Tommys, ich bin von der SA.“ Er tut es und läuft im Unterhemd weiter. „Da hinten kommen die Elbbrücken und da ist auch der Bunker.“ „Ach, das ist ja noch so weit“, greint das Mädchen, „ich hab solche Angst.“ „Komm, mien Deern. Ick nehm di op’n Arm.“ Sie drückt ihr Gesicht an den Hals des Großvaters. Schließlich erreichen sie die von den Bomben stark beschädigten Elbbrücken. „Los, runner, Christa. In Deckung, ich glaub da kommt der Tommy.“ Das geübte Ohr des Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg hört das Lärmen der Kettenfahrzeuge. Beide legen sich bäuchlings in das Gras. Sie krallen sich an den Grasbüscheln fest, werden ganz

platt. Christa presst ihr Gesicht in den Erdboden. Ihr Großvater liegt halb über ihr. „Kommen sie schon? Kommen sie schon?“ Christas Stimme ist dünn und zittrig. „Doar, ick seh se!“ Christa schielt unter ihrem Ellenbogen hervor: „Das sind ja Panzer.“ „Sei jetzt ruhig, mien Deern. Damit sie uns nicht sehen.“ In Reihen hintereinander fahren die Engländer über die halbzerstörte Brücke, ungefähr 50 Meter von ihnen entfernt. Es ist ein Tosen und Brummen in der Luft. Die Ketten der Panzer klingen schrill und scheppernd. Die Lautstärke vibriert in Christas Bauch. Oben in der Luke sitzt ein Soldat mit großen Ohrenschützern links und rechts am Kopf. Bedrohlich das lange Rohr vor ihm im Anschlag. So geht es fast eine Stunde. Die beiden im Gras rühren sich nicht. Die Erde wird warm unter ihren Körpern. „Wie viel wohl noch kommen,“ flüstert das Mädchen. „Und schießen die nun in der Stadt rum?“ Der Großvater: „Wenn es keinen Verrückten gibt und sich alle ruhig verhalten, dann geht es gut. Gauleiter Kaufmann hat ja Hamburg zur freien Stadt erklären lassen.“ Christa: „Wenn die alle durch sind, was ist dann? Fallen dann keine Bomben mehr?“ „Ja dann, mein Deern, dann ist endlich Frieden.“

Die Silhouette Hamburgs, der Heimatstadt von Zeitzeugin Christa Reimann, bot nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ein Bild der Zerstörung.
(Foto: O. K. Werbung GmbH)

Winfried Harms

„Helden“ zu Stubenarrest verdonnert

Ich erlebte das Kriegsende in meinem Elternhaus in Preetz/ Holstein. Es waren die letzten Kriegstage, damals im Mai 1945.

Meine Mutter beauftragte mich, regelmäßig nachmittags meinen kleinen drei Monate alten Bruder mit dem Kinderwagen spazieren zu fahren. So auch in den letzten Tagen des Krieges. So recht wohl war ihr dabei aber nicht, denn ich tarnte seinen Kinderwagen gegen britische Tieffliegerangriffe mit frischem Laub und Tannengrün, was schon sehr merkwürdig aussah.

Winfried Harms verlebte die Sommerferien 1943 bei den Großeltern in Fürstenwalde. Auf dem Foto ist auch sein kleiner Freund und großer Liebling Schnucki zu sehen.

So vorbereitet suchte ich, was ihr allerdings noch viel mehr Sorgen bereitete, stets „meine Kameraden“ auf. „Meine Kameraden“ waren Soldaten der Waffen-SS, die sich unweit unserer kleinen Stadt im Waldgebiet Weinberg verborgen hielten, um sich, wie ich später erfuhr, den anrückenden britischen Truppen zu ergeben.

Ich dachte damals allerdings, die Soldaten seien angerückt, um in

Oktober 1943: Winfried Harms geht in Mohrin (Neumark) zur Schule und bekommt dort Besuch von seiner kleinen Schwester Sigrun.

den letzten Kriegstagen unsere kleine unversehrte Stadt zu verteidigen. Da ich in der Wochenschau gesehen hatte, dass auch jugendliche Meldegänger noch mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurden, war es mein ganzer Ehrgeiz, auch eine solche Auszeichnung zu bekommen. Und mein Bruder sollte später einmal stolz berichten können, er sei schon als Baby dabei gewesen!

Ich rückte also – wie jeden Nachmittag – mit dem gut getarnten Kinderwagen im Wald an. Das führte allerdings zum wachsenden Missfallen der Soldaten, die mich sicher wie eine lästige Fliege empfanden. Während ich, wie ich es gelernt hatte, von „Verteidigung, Kampfgeist und Sieg“ sprach, musste ich mit ansehen, wie Waffen gestapelt wurden und es auch sonst mit der Disziplin nicht so war, wie ich es gern gesehen hätte. Als dann schließlich einer zu mir kam und mir andeutete, wenn ich nicht sofort abhauen würde mit dem Säugling da im Kinderwagen drin, würde ich von ihm einen ordentlichen Arschtritt bekommen, reichte es mir!

Ich ging zu einer Gruppe von Offizieren, um mich ihnen anzudienen. Mein Plan: möglicher Angriff von Osten, der Fluss Schwentine sollte als Verteidigungslinie gelten. Die eine lächerliche Straßenbrücke sei zu sprengen, beim Angriff von Westen her

gebe es eine tolle Bahnlinie auf einer Böschung. Na und von Süden würde uns auch noch etwas einfallen ...! Ich wollte beim Einweisen helfen. Meinen Bruder könne man solange im Lager stehen lassen, er sei ja gut getarnt und satt sei er vorerst auch.

Ich weiß nicht, ob man mir überhaupt zuhörte und wenn, wie lange. Jedenfalls legte ein Hauptsturmführer mir, jawohl mir (!), die Hand auf die Schulter (könnten mich doch jetzt meine Schulkameraden sehen oder wenigstens meine Mutter!), und meinte kameradschaftlich: „Mein Junge, nun geh' mal schnell nach Hause, der Krieg ist nämlich vorbei, morgen oder übermorgen. Da braucht Deine Mutter Dich nötiger als wir!" Ich grüßte vorschriftsmäßig, so, wie ich es einst gelernt hatte und zog dann tief enttäuscht nach Hause.

Die Verteidigungslinie, die ich nun allein mit meinem Freund aufbauen wollte, kam schließlich auch nicht zustande: Christian bekam nämlich Stubenarrest – bis Kriegsende.

Bärbel Knolle

Narben des Krieges

Zum Kriegsende wohnte unsere Mutter mit uns drei Kindern (meine vierjährige Schwester, unser zweieinhalbjähriger Bruder und ich, acht Jahre alt) noch in Kiel. Dort erlebten wir das Kriegsende – oder besser: die Besetzung durch die Alliierten – schon etwas vor dem 8. Mai.

Wir bewohnten den ersten Stock einer Villa, die im Erdgeschoss die Polizei beherbergte. Es war eine sehr große Wohnung. Da die Einnahme der Stadt bevorstand, zogen wir zu einer ehemaligen Nachbarin in ein Mehrfamilienhaus. Meine Mutter wollte eventuellen Schwierigkeiten aus dem Wege gehen, die durch das Polizeirevier im Erdgeschoss entstehen könnten. Auch die Polizei hatte meiner Mutter den vorübergehenden Umzug empfohlen.

Am 5. Mai, dem letzten Kriegstag in Kiel, standen unser Pflichtjahrmädchen, meine Schwester und ich, wie zu der Zeit sehr oft, in einer langen und breiten Schlange beim Bäcker nach Brot an. Dort waren auch immer viele Kinder, die auf dem Schutthaufen des ehemaligen Nachbarhauses des Bäckers spielten. Eines der Kinder hatte, woher auch immer, einen Ball mitgebracht. Um damit besser spielen zu können, rannten wir auf den gegenüber liegenden großen Bauernhof.

Plötzlich kam ein einzelnes feindliches Flugzeug, das letzte des Krieges. Die Menschen stoben in alle Richtungen auseinander. Alle schrieen durcheinander, vor allen Dingen nach uns Kindern. Wir rannten zurück in das Gewühl der schreienden Menschen. Jeder suchte jeden.

Zur selben Zeit passierte ein Motorradfahrer die Stelle der rennenden und schreienden Menschen. Meine kleine Schwester geriet in dem Wirrwarr zwischen Vorder- und Hinterrad. Ich sah

nur die Beine, die immer und immer herumgeschleudert wurden. Sie hing mit dem Kopf zwischen den Rädern fest. Als der Fahrer endlich hielt, flog meine Schwester gegen eine Litfasssäule.

Jemand hatte das Kind in den Laden gebracht, wo es auf den Tresen gelegt wurde. Ich hatte alles mit angesehen, weinte fürchterlich und rannte nach Hause. Dort hatte man mich schon im Hausflur weinen hören und mir die Tür geöffnet. Alles ging dann ganz schnell, als ich schluchzend erzählte, dass man unsere Traute totgefahren hätte. Zumindest glaubte ich das. Meine Mutter rannte an mir vorbei, die Treppen nach unten zum Bäcker. Nach Stunden kam sie in Begleitung eines Marinesoldaten, der meine Schwester trug, nach Hause.

Das in der Nähe liegende Marinelazarett war überfüllt mit verwundeten Soldaten, alles ohne Verbandsmaterial, Medikamente oder andere Hilfsmittel. Notdürftig verbunden kamen die beiden mit dem schwerverletzten und nicht ansprechbaren Kind wieder zu Hause an. Am nächsten Tag war für uns der Krieg beendet. Aber es dauerte Monate, bis meine Schwester wieder gesund war und auch laufen konnte. Die Narben sind in all den langen Jahren verwachsen – aber nie ganz verblasst.

Johannes Seeliger

Zwölf Uhr Mitternacht

Als wir Kinder an diesem Morgen aufwachten, war das Haus bereits voller Soldaten. Im Wohnzimmer saßen sie mit ihren Stiefeln und aßen hastig, was ihnen die Tante schnell vorgesetzt hatte. In der Küche wusch sich einer, bis zum Gürtel nackt, und im Treppenhaus saß ein ganz junger Soldat und weinte. Es war ein ununterbrochenes Kommen und Gehen in dem sonst so ruhigen Haus. Überall erschöpfte und verdreckte Männer in Uniform. Es war nicht eigentlich laut, aber Unruhe war und Hast. Und dieser Soldat, der weinte. Durfte denn ein deutscher Soldat weinen? Aber niemand nahm Anstoß daran, er saß dort und der Betrieb ging an ihm vorbei, treppauf und treppab. Auch um das Haus waren Soldaten.

Und plötzlich war der Krieg ganz nah: Aus dem Himmel stürzten sich einmotorige dunkle russische Flugzeuge auf die lange Elendskolonne der Flüchtlinge, die unendlich langsam die Landstraße hinaufzog. Vielleicht waren auch einige Militärfahrzeuge darunter. Bordkanonen und Maschinengewehre knatterten. Grell rasselten die aufgeschlagenen Geschosse auf dem Granitpflaster der Straße. Laut heulten und dröhnten im Abdrehen die Motoren der Flugzeuge. Das Schreien der Menschen, der Getroffenen und die Schreie der Angst klang bis zu unserem Haus herüber. Wieder raste eine russische Maschine im Tiefflug quer übers Haus.

Da griff sich in rasender Wut einer der Soldaten ein Maschinengewehr, legte es einem jüngeren Kameraden auf die Schulter und schoss aus der Deckung des Hauses laut fluchend dem Russen eine lange Garbe hinterher. Und ich stand dabei, ganz dicht und direkt dabei, sowie man einem Schmied beim Hufbeschlag zusieht. Laut jubelten wir Kinder, als der Russe hinter dem nahen Walde verschwand. „Getroffen!“ schrieen wir. Ganz gewiss glaubten wir auch eine Rauchfahne gesehen zu haben. Die Soldaten schwiegen. Sie wussten es besser. Die nacheilenden Ge-

schosse hätten das Flugzeug nie erreicht. Die Soldaten wussten auch, dass sie in ihrem unbeherrschten Zorn sich selbst und vor allem das exponiert stehende Haus voller Frauen, Kinder und alter Menschen gefährdet hatten. Wenn der Heckschütze des Russen das Mündungsfeuer des Maschinengewehrs gesehen hatte, würde er uns alle im nächsten Anflug vernichten. Betroffen begriffen das sogar wir Kinder.

Der schwere Entschluss zu fliehen war aber nun an diesem Vormittag doch gefasst worden. Deshalb musste der Handwagen aus der Schmiede geholt werden – ein Fußweg von fünfundzwanzig Minuten. Nach einer kleinen Bahnunterführung waren etwa fünfhundert Meter völlig freies, ungedecktes Feld zu überqueren, ehe man unten im Tal auf die ersten Büsche und Häuser rings um das Niederruppersdorfer Schloss traf. Wir vier Jungens, einer meiner Brüder, zwei Vettern und ich, waren im Alter von sieben bis elf Jahren.

An der Hauptstraßenkreuzung waren Soldaten im Schützengraben mit einem Maschinengewehr in Stellung gegangen. Naiv und sorglos gingen wir hier hinüber. Die wütenden Zurufe der Soldaten, sofort zu verschwinden und ob wir denn lebensmüde seien, galten uns. Ein Unteroffizier drohte. So trabten wir erschrocken ein bisschen schneller in die Gasse hinein.

Unten im Dorf und an der Schlossmauer entlang kamen wir den Abschüssen immer näher. Nach der Wegebiegung bei den großen Linden sahen wir es: Hier waren schwere Geschütze in Stellung gegangen. Schuss auf Schuss verließ die Rohre. Die Landser luden und schossen und wir standen mit offenen Mündern dabei, als ob es sich um eine Übung handelte. Freilich winkten uns die Soldaten, wir sollten unter den Bäumen bleiben, die Geschütze standen ja auch alle gegen Fliegersicht gedeckt unter dem dichten frischen Grün der uralten Allee. Wir machten es den Soldaten nach, wenn sie, auf das Kommando „Feuer“ mit langem Seil die Haubitzen abzogen: Sie drehten sich weg und hielten sich bei geöffnetem Mund die Ohren zu. Das kannten wir schon von

Kriegsbildern – damit das Trommelfell beim Abschussknall nicht platzt. Lange werden wir dort nicht gestanden haben, denn unser Auftrag drängte.

Oben auf der Ebene bewegten wir uns nun etwas schneller. Die Flugzeuge drüben schienen uns noch aktiver geworden zu sein und vor uns lag das freie Feld. Als ob wir es geahnt hätten. Wir waren vielleicht hundert Meter gelaufen, da drehte plötzlich eine der relativ hoch anfliegenden Maschinen von ihrem Kurs ab und schien auf uns herabzustoßen – auf uns vier Kinder mit dem Leiterwagen. „Das kann doch nicht wahr sein“, dachte ich, „auf uns Kinder!“. „Volle Deckung“, schrie ich und gehorsam sprangen die Jungen in den flachen Straßengraben, suchten Schutz hinter und unter dem lächerlichen Handwagen. Dröhnend zog die Maschine wieder hoch. Nun rannten wir aber endgültig, den Wagen hinter uns her reißend und den Blick angstvoll nach oben gerichtet. Er wird doch nicht ...? Doch er tat es! Das Flugzeug gewann an Höhe, wendete und stieß wieder auf uns herab. Wie auf dem Präsentierteller waren wir. Der Pilot muss doch sehen, dass das Kinder sind. Noch im Laufen warfen wir uns hin, ich glaubte die erdaufspritzenden Geschossgarben schräg über das Feld auf uns zu kommen zu sehen. Wie die kleinen Fontänen hüpften! Die Kleinen heulten. Noch zweihundert Meter vielleicht bis zum Bahndamm und zur rettenden Unterführung. Die mussten wir erreichen, dass mussten wir schaffen, ehe der Russe gewendet hatte und den nächsten Angriff flog. Wir rannten. Es ging um unser Leben. Auch dem jüngsten unter uns war das klar. Schon stieß der Russe wieder herab. Wir konnten es am Motorengeräusch hören. Keuchend erreichten wir den Tunnel und genau in diesem Augenblick zog mit hellem Gerassel die Geschossgarbe quer über Bahnkörper und Schienen hinweg, direkt über unseren Köpfen: gerettet!

Inzwischen waren weitere Soldaten unter dem alten Apfelbaum hinterm Haus mit einem Infanteriegeschütz in Stellung gegangen. Vor dem Haus wurden die Handwagen gepackt. Minna, eine der alten Frauen im Hause, wollte nun doch mit uns

fliehen. Pauline, ihre ältere Schwester, war entschlossen zu bleiben. „Mir tun die Russen nichts, die Russen sind gute Menschen!“ Diese feste Überzeugung hatte sie bei ihrer Zusammenarbeit mit Kriegsgefangenen gewonnen. Welch grausamer Irrtum, wie sich wenige Stunden später herausstellen sollte: Die 72-Jährige wurde vom ersten eindringenden Russen auf der Stelle erschossen. Täglich hatte sie doch die armen hungernden Menschen heimlich und gegen geltendes Gebot mit Essen versorgt, einen Topf gekochte Kartoffeln unter der Sackschürze ...

Mitten im Trubel des Aufbruchs erschien gegen Mittag plötzlich unsere Mutter mit dem Fahrrad. Im Kinder-Körbel vorn an der Lenkstange unser knapp zweijähriger jüngster Bruder. Sie kam von Großhennersdorf herüber, jetzt musste sie mit uns fliehen. Die kleine Karawane zog gegen halb zwei Uhr mittags los. Die Schwanhäuser lagen in gespannter Ruhe. Ich kann mich nicht erinnern, außer uns noch andere Leute gesehen zu haben. Wir, das waren außer mir die Tante, damals im 44. Lebensjahr, meine Cousine, 15 Jahre alt, ihre beiden oben genannten Brüder, unsere Mutter, 41-jährig, meine beiden Brüder und die alte Tante Minna, eine Endsechzigerin.

„Zum Amerikaner!“ – das war plötzlich die allgemeine Losung. Jetzt hatte die Fluchtwelle emotional auch unsere Frauen erreicht. Unvermittelt gab es wieder einen Aufbruch und ich sollte einen der Leiterwagen nehmen. Mit Einbruch der Dunkelheit ging es auf der Straße nur noch stockend voran. Bald war es finster. Den langgestreckten Straßenabschnitt hinab durch den dunklen Fichtenwald drohten sich die Familien zu verlieren. Mit Zurufen hielt man sich zusammen. Panik kam auf, als plötzlich Leuchtkugeln vom Himmel schwebten, alles in weißes, taghelles Licht tauchend. Gleichzeitig war Motorengeräusch am Himmel. Groß war die Furcht vor weiteren Fliegerangriffen. Schreiend drängte sich die Menge zusammen. Überall wurde geschossen. Plötzlich Lärm und Geschrei von hinten: Eine Einheit schwerer Wehrmachtsfahrzeuge raste in der Dunkelheit an der Flüchtlingskolonne entlang talwärts. Auch wir, die wir uns bisher zusammenhalten konnten,

wichen erschrocken nach rechts in den Graben aus. Da rammte eines der Kettenfahrzeuge einen Hydranten in der Nähe und brach ihn regelrecht ab. Das Wasser schoss im scharfen Strahl aus dem Stumpf heraus. Kreischend wichen die Leute aus. Zugleich aber wirbelten und rollten die nachfolgenden Militärfahrzeuge in der Finsternis den abgebrochenen Hydranten wie ein Geschoss auf dem Boden der Straße umher. Es klang wie eine Glocke. Von uns wurde niemand getroffen, aber ich denke, verschiedene arme Menschen hat es doch erwischt.

Am Ortseingang scherten wir aus dem nächtlichen Flüchtlingsstrom aus. Vergeblich klopften wir an die abgedunkelten Fenster der ersten Häuser. Dumpf klang es von drinnen: „Hier ist schon alles voll." Überall schienen die Leute noch auf zu sein, es war vielleicht nachts halb elf. Ein Bekannter, ein Eisenbahner, müsste hier sein Haus in der Nähe haben, hieß es dann. Hoffnungsfroh und müde setzte sich unsere Gruppe wieder in Bewegung. Und tatsächlich fand sich in der Dunkelheit bald darauf das Haus. Auch hier waren die Bewohner noch wach und ohne Umstände wurden wir alle freundlich aufgenommen. Das tat gut. Rasch waren wir Kinder auf alle möglichen Schlafplätze verteilt. Wir älteren Jungs lagen in dem winzigen Wohnzimmer auf dem Teppich unter dem Tisch. Ich sah die große imponierende Standuhr mit den messingglänzenden Ziffern und Gewichten. Noch höre ich die Gespräche der Erwachsenen: „Um zwölf Uhr ist Waffenruhe." Waffenruhe, was ist das? Ist das Frieden? Ist der Krieg dann vorbei? Woher wusste das der Mann? Vielleicht aus dem Radio? Aber der war ja Eisenbahner, die mussten es wissen. Schwer schlug die Uhr halb zwölf. Um zwölf ist Waffenruhe. So lange wollte ich auf jeden Fall noch wach bleiben. Leiser wurden die Stimmen der Erwachsenen und ferner, ferner. Den Zwölfuhrschlag habe ich nicht mehr gehört. Ich war elf Jahre, zwei Monate und sechs Tage alt und der Krieg hatte beinahe sechs Jahre gedauert. Noch wusste ich nicht, dass ich außer dem Vater auch die Heimat verloren hatte.

Gudrun Klaiber

Die lächelnde Bunker-Puppe

Nun lebten wir also im Bunker. Er befand sich in einem Steinbruch. In den Felsen waren Stollen hineingesprengt worden, um Gips zu fördern. Jetzt diente er uns und vielen anderen Menschen als Versteck. Jeder hatte dort seinen festen Platz, unsere Bank stand hinten rechts an der Wand. Die Bank war ungefähr einen Meter lang, darauf schlief ich in der Nacht und musste immer aufpassen, dass ich nicht herunterfiel. Meine Mutter und meine Tante saßen auf dem Boden, der voll Gipsstaub war. Mit dem Rücken lehnten sie sich an die feuchte Felswand. Ihre Rucksäcke, die ein paar Habseligkeiten enthielten, lagen neben ihnen.

Das Foto zeigt Gudrun Klaiber im Jahr 1948. Die kleine Bunkerpuppe mit dem aufgenähten Lächeln, die in ihrer Zeitzeugen-Geschichte eine große Rolle spielt, ist übrigens heute noch in ihrem Besitz.

Auch ich hatte einen kleinen Rucksack, in dem sich Spielsachen befanden, an denen ich besonders hing. Das Liebste war meine „Bunker-Puppe“, die meine Mutter selbst genäht hatte. Sie war ungefähr 25 Zentimeter groß, mit Holzwolle gefüllt. Meine Mutter hatte ihr ein freundliches Gesicht aufgenäht, das immerzu lächelte. Doch uns war es nicht zum Lächeln. Diese Puppe war auch meine „Ersatz-Mama“, denn ab

und zu mussten meine Mutter und meine Tante für kurze Zeit in unser Haus zurückgehen, um nach dem Rechten zu sehen oder etwas zu essen zu holen. Einmal brachten sie Butter mit, die nur in Papier eingewickelt war. Wir aßen sie ohne Brot mit den Fingern.

Nun war es Anfang Mai und sehr warm. Meine Mutter hatte mir fast alles an Kleidung angezogen, was ich besaß. „Dann brauchst du es nicht zu tragen“, sagte sie. Warme Unterwäsche, eine Trainingshose, darüber ein Kleid, einen Pullover, einen Mantel, alles war zu eng und zu warm. Es wurde mir noch ein Schal umgebunden und eine Haube aufgesetzt, die mit Watte gefüttert war. Dicke Strümpfe hatte ich an den Füßen und Stiefel mit genagelten Sohlen, die mir viel zu groß waren und einem meiner Brüder gehört hatten.

Waschen konnte ich mich in dieser Zeit nicht. Meine Mutter brachte mir ab und zu einen nassen Waschlappen in den Bunker mit, damit fuhr ich mir über das Gesicht. So bekam ich die Krätze. Warm angezogen und dann die Krätze! Ein guter Bekannter brachte einen Tiegel mit schwarzer Salbe, die abscheulich roch und helfen sollte.

Am Morgen des 8. Mai 1945 ging die Parole um, der Krieg sei aus. „Wie ist das, wenn der Krieg aus ist?“, fragte ich. „Gibt es dann keinen Fliegeralarm mehr? Kann man dann wieder daheim im Bett schlafen?“ Im Bunker brach allgemeiner Tumult los. Die Menschen schrieen, lachten, weinten, umarmten sich. Das ging so eine Weile, bis ein Mann hereintrat und sagte: „Von jeder Familie soll jemand nach Hause gehen und eine weiße Fahne aus dem Fenster hängen.“ Meine Tante erklärte sich sofort bereit, nach Hause zu gehen und die weiße Fahne zu hissen. „Du bleibst bei dem Kind“, sagte sie zu meiner Mutter. „Ich hole euch, wenn ich alles erledigt habe.“ So ging sie, um das weiße Leintuch aus dem Fenster zu hängen. Sie war eine tapfere Frau. Viele Leute strömten aus dem Bunker, um das Gleiche zu tun. Mutter und ich blieben vor dem Bunker sitzen, ich hatte meine Bunkerpuppe im Arm.

Ein paar Arbeiter, ich glaube, es waren Polen, die in dem Gipswerk beschäftigt gewesen waren, freuten sich unbändig. Sie hatten sich etwas Hochprozentiges zum Trinken beschafft, lagen auf dem staubigen Boden und grölten: „Die Russen kommen, die Russen kommen!“ „Oh Gott“, hörte ich eine Frau neben mir sagen, „alles, nur das nicht!“

Nach ungefähr einer Stunde kam meine Tante wieder zurück und sagte: „Wir können jetzt heimgehen, ich habe die weiße Fahne gehisst.“ Heim, endlich wieder heim! Meine Mutter und meine Tante trugen zusammen meine kleine Bank, auf dem Rücken hatten sie ihre Rucksäcke und ich lief stinkend und schwitzend hinter ihnen her. Aus dem oberen Fenster unseres Hauses hing ein langes weißes Leintuch herunter. Das sah in meinen Augen irgendwie lustig aus. Früher hing da eine andere Fahne.

Trotz Wassermangels schafften wir es, uns endlich zu waschen und ich schlief zum ersten Mal nach sehr langer Zeit mit meiner Bunkerpuppe im Arm in einem richtigen Bett. „Im Himmel kann es nicht schöner sein“, dachte ich damals ...

Ingrid Tschierschke (geborene Krause)

Mein Russen-Riese

Das Foto aus dem Jahr 1946 zeigt Zeitzeugin Ingrid Tschierschke (geborene Krause). Im Hintergrund sieht man den kleinen Garten.

Mein Name ist Ingrid. Ich wurde im Oktober 1941 geboren – keine gute Zeit, denn es war Krieg. Meinen Vater habe ich nie kennengelernt. Er ist im September 1941 in Russland gefallen. Es gab und gibt Augenblicke in meinem Leben, in denen ich ihm trotzdem sehr nahe war und mit ihm Zwiesprache hielt.

Meinen ersten Sommer verbrachte ich bei meinen Großeltern im Schrebergarten. Dabei denke ich, wenn ich mir Fotos angucke, dass mich meine große Familie mit viel Liebe umsorgt hat. Dann zog ich mit meiner Mutter von Moabit nach Spandau. Dort gab es am Stadtrand eine Siedlung mit Reihenhäusern. In einem wohnte mein Onkel mit seiner Familie. Ein paar Häuser waren durch den Krieg zerstört worden. Dort stellte man Behelfsheime aus Holz auf. In so ein Haus wurden meine Mutter und ich eingewiesen. Das war für mich sehr aufregend.

Es war ein Garten rund ums Haus. Nebenan wohnten drei Jungs zum Spielen, ein Stück weiter Onkel und Tante, zu denen ich kam, wenn Mutter zur Arbeit ging. Im Garten wurden Kohl,

Kartoffeln, Tabak und Kürbis angebaut. Es gab Obstbäume und auf dem Feld hinter dem Garten wurde noch mehr Kohl gepflanzt. Manchmal war alles verfault, also nichts zu essen, Pech gehabt. Ich glaube, es wurden heimlich Hühner und Kaninchen gehalten. Sie wurden geschlachtet, die Felle hingen zum Trocknen auf einer Leine im Schuppen, genauso Tabakblätter. Aus den Fellen wurde Bekleidung genäht. Angorakaninchen wurden geschoren, die Wolle als Faden gesponnen und verstrickt. Das Fleisch, Obst und Gemüse wurden eingeweckt. Mit diesen Sachen wurde getauscht. Bei Marmelade bildete sich manchmal Schimmel. Na und? Schimmel abgekratzt, hat gut geschmeckt: Das ist heute undenkbar.

Meine große Familie traf sich oft beim Onkel. Es saßen dann zwölf Personen und mehr am Tisch. Zusammen im Garten arbeiten, essen und Karten spielen war angesagt. Zur Schummerstunde wurden Geschichten oder Erlebnisse erzählt. Spandauer liefen abends nach Hause, Schöneberger übernachteten im Liegestuhl.

Dann kam eine Zeit, wo alle ernst waren. Mein Onkel hatte einen sprechenden Kasten, einen Volksempfänger. Wenn der angeschaltet wurde, schauten sich alle nur an. Ich verstand das nicht. Danach wurde viel geredet und ich musste still sein. An manchen Tagen hasteten Frauen aus Familie und Siedlung los. Sie gingen zum ersten Haus in der Siedlung und verschwanden im Keller. Dort war eine Kammer. Frauen rein, Tür zu. Davor wurden Schränke mit Einweckgläsern geschoben. Ich blieb bei meinem Onkel. Es liefen Russen durch die Siedlung, alle bewaffnet. Für mich als Kind waren es Riesen.

Mein Onkel hatte sich einen Plan ausgedacht: Er war Uhrmacher, hatte Hühner, Kaninchen, Tabak und mich. Wenn die Russen kamen, stand ich am Gartentor und sagte fröhlich „uri-uri“. Der Oberste ging mit mir an der Hand zu meinem Onkel ins Haus. Dort bekam er etwas zu essen. Dann wurde mit Händen und Füßen geredet, Uhren gingen von Hand zu Hand. Es lief öfter so nach diesem Plan. Es war gut so und die Frauen blieben versteckt. Die Russen suchten auch nicht nach ihnen, weil ihr

Den Muff aus Kaninchenfell vergaß die kleine Ingrid Krause (heute: Tschierschke) in einem Zugabteil. Mutter tröstete sie: „Sei nicht traurig. Bestimmt findet ein anderes Kind deinen Muff und hat dann keine kalten Hände mehr."

Oberst einen vollen Bauch hatte und dadurch abgelenkt war. Wenn alles wieder ruhiger war, wurden die Frauen aus dem Keller geholt. Mein Onkel erzählte, was er dem Russen gegeben hatte. Na gut, wir hatten weniger zu essen, aber die Frauen waren froh, unentdeckt geblieben zu sein.

Es kam eine Zeit wo mein Onkel immer öfter mit dem Ohr am Radio saß. Die Verwandten aus Schöneberg kamen nun nicht mehr. Die Spandauer waren auf dem Land bei Berlin. Unter den Nachbarn wurde nur leise gesprochen. Ich hörte oft das Wort „gefallen", konnte aber nichts damit anfangen. Alle waren traurig.

Plötzlich, wie aus heiterem Himmel, war alles anders. Wir hörten laut Radio, alles war fröhlich. Ich wurde dauernd auf den Arm genommen und gedrückt. Nachbarn standen am Zaun und redeten. Andere kamen dazu und redeten ebenfalls. Ich aber sollte nicht mehr am Gartentor stehen und auf „meinen Russen-Riesen" warten. Durch die Siedlung fuhren jetzt viele Jeeps. Die Engländer waren da. Was sollte ich mit Engländern? Ich konnte ihre Sprache nicht. Eine Dreieinhalbjährige verstand die Welt nicht mehr. Doch mein Onkel sagte nur: „Mädchen, der Krieg ist aus! Gott sei Dank."

Kapitel 4

Frieden in der Heimat

Ilse Körner-Völker

Angst – Hoffnung – neues Leben

Das Ende des Krieges erlebte ich in meiner Heimatstadt Remscheid. Wir wohnten damals als Bombengeschädigte mit den

Das Foto von Ilse Körner-Völker mit ihrem zwölf Jahre jüngeren Bruder zeigt die Freuden nach dem Ende des Krieges: Die Eltern schenkten den Kindern einen kleinen Dackel, da sein Vorgänger 1943 gestohlen worden war. Ilse vermutete damals, dass der Hund vielleicht in irgendeinem Kochtopf geraten war.

Eltern und drei Kindern sehr beengt bei Verwandten. Von dem Hause aus konnten wir in die zerstörte Stadt und deren Hauptstraßen hineinschauen. So beobachteten wir vom Fenster aus, wie sich die amerikanischen Panzer langsam auf die Stadt zu bewegten. Wir konnten es fast nicht glauben, dass wir den Einmarsch ohne Kampfhandlungen erlebten.

Im Laufe des Tages wurde das Haus von amerikanischen Soldaten nach Uhren und Fotoapparaten durchsucht. Da unsere Verwandten gut englisch sprachen, verlief auch dieses Geschehen ohne Zwischenfall. Mit Sorgen verfolgten wir die Auflösung eines so genannten Russenlagers. Die befreiten Zwangsarbeiter plünderten Häuser und Geschäfte – wir aber blieben verschont.

Am 8. Mai 1945 bewegten wir uns, bis auf die Sperrstunden, schon frei in unserer Stadt. Ich war damals 16 Jahre alt. Meine Schwester und ich halfen in den Tagen und Wochen der Besetzung einer benachbarten Familie im Haushalt. Der Mann war Installateur und bekam durch seine Arbeit Mehl, Wurst, Fleisch und andere Dinge, von denen wir nur träumen konnten. So putzten wir gern für das Wurstbrot, das die Frau des Nachbarn für uns zubereitete.

Das Kriegsende brachte uns endlich wieder ruhige Tage und Nächte, die wir während des Krieges oft in Angst und Schrecken verbracht hatten. Am 8. Mai 1945 war ich mit Putzen an der Reihe. Die Nachbarin, Frau K., war hochschwanger und ging an diesem Tag zur Entbindung in die Praxis eines Privatarztes. Sein Haus war eines der wenigen Schieferhäuser, das in der Innenstadt Remscheids stehen geblieben war. Als ich Frau K. nach einigen Tagen wieder sah, trug sie ihre kleine Tochter Brigitte auf dem Arm und sagte: „Das arme Kind hat ja ein schreckliches Geburtsdatum – nämlich den 8. Mai 1945.“

Ich fand das Datum nicht so schlimm. Für mich war das wie ein Zeichen des Friedens und des Neubeginns! Der Krieg war ja endlich aus. Zwar hatten unsere Eltern große Angst vor der Zu-

kunft. Immerhin hatten sie schon zwei verlorene Kriege erlebt und 1943 in Remscheid durch Bombenangriffe Haus und unsere kleine Werkzeugfabrik, unsere Existenz, verloren. Ich selbst sah die Zukunft nicht so pessimistisch. Ich träumte davon, mich einmal wieder satt essen zu können und auch zur Schule zu gehen, um das Abitur zu machen.

Genau zehn Jahre später begegnete mir die kleine Brigitte als Schülerin: Sie machte die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium und ich war ihre Prüfungslehrerin.

Elisabeth Killian (geborene Weiner)

Anfang vom Ende

Das Ende des Zweiten Weltkrieges kam nicht erst mit der Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 8. Mai 1945. Es zeichnete sich lange vorher langsam, aber unaufhaltsam ab. Spätestens mit der Aufgabe der 6. Armee in Stalingrad im Februar 1943 wussten wir, dass wir für eine verlorene Sache weiterkämpfen mussten und dass noch viele sterben würden. Man durfte aber keine Zweifel äußern, denn Regierung und Partei verbreiteten immer noch Durchhaltevermögen und Siegeszuversicht.

Im Herbst 1943 wurde ich als Postangestellte zur Oberpostdirektion in Koblenz versetzt. Die Stadt hatte noch keinen größeren Bombenangriff erlebt. Der erste schwere Angriff kam am 22. April 1944. Teile der historischen Altstadt fielen in Trümmer und es gab die ersten Toten. Noch wurden die Schäden repariert, aber schon im Juli kam der nächste Großangriff. Dabei wurde auch meine Wohnung bei der Familie eines pensionierten Postbeamten schwer beschädigt und aus den Trümmern der Nachbarhäuser wurden die Toten hinausgetragen. Auch einige Kollegen und deren Angehörige starben bei

Die 19-jährige Elisabeth Killian im Jahre 1943.

Elisabeth Killians Vater geriet in amerikanische Gefangenschaft. Er kam 1946 nach Hause.

diesem Angriff. Dieser Tag war für uns der Auftakt zum Ende. Die Angriffe häuften sich und die Stadt versank langsam im Chaos.

Mit Beginn der Invasion der Alliierten im Westen Anfang Juni 1944 wurde ich der Geheimabteilung der Oberpostdirektion zugeteilt. Wir erteilten die Genehmigung von Telefonleitungen und arbeiteten deren Verlauf aus. Da wir nun überwiegend für die Wehrmacht arbeiteten, waren wir über die Standorte der einzelnen Truppenteile im Westen stets informiert und konnten den Rückzug verfolgen. Bei einem Bombenangriff im September wurde auch meine Dienststelle schwer getroffen. Strom und Wasser fielen aus. Da wir für unsere Telefone und Fernschreiber Strom brauchten, wurden wir in der Nähe von Koblenz im unterirdischen Verstärkeramt mit eigener Stromerzeugung untergebracht. Hier konnten wir auch wohnen.

In der Nacht vom 6. zum 7. November wurde fast ganz Koblenz in Trümmer gelegt und anschließend zur unbewohnbaren Zone erklärt. Das hieß, alle Frauen und Kinder, alle älteren und nicht mit kriegswichtigen Tätigkeiten beschäftigten Einwohner wurden evakuiert. Eltern und jüngere Geschwister meiner Kolleginnen sowie die Familien der älteren Kollegen waren davon betroffen und nun lebten wir in der Dienststelle als eine kleine Notgemeinschaft zusammen. Auf unserer kleinen Insel unter der Erde mit einer 30 Zentimeter dicken Betondecke und einem hal-

ben Meter Gartenerde über uns fühlten wir uns relativ sicher. Wir freuten uns mit denen, die Nachrichten von ihren Familien und von der Front bekamen und bangten mit, wenn diese Nachrichten ausblieben.

So begann das Jahr 1945, und ein bitter kalter Winter sowie das Ausbleiben der Lebensmittelrationen durch Transportschwierigkeiten verschlimmerten die Lage. Bahnverbindungen und privater Nachrichtendienst brachen vollständig zusammen und die Sorge um unsere Angehörigen wurde unerträglich. Mein Vater war als Sanitätsfeldwebel bei der Besatzung in Belgien.

Über eine Heeresvermittlung, mit der wir zusammen arbeiteten, konnte ich Anfang Januar noch einmal mit ihm sprechen. Seine Einheit hatte den Befehl zum Rückzug. Wir hörten dann nichts mehr von ihm. Mein jüngerer Bruder war als Schüler der fliegertechnischen Schule in Leipzig und wurde im Sommer 1944 von dort mit 17 Jahren zum Militär eingezogen. Er kam nach Südfrankreich, angeblich zur Ausbildung. Die jungen Rekruten kamen hier in die Rückzugsgefechte, und da sie in einem kurzen Arbeitsdienst schon eine vormilitärische Ausbildung bekommen hatten, wurden sie in den Kämpfen eingesetzt. Mein Bruder wurde verwundet und kam ins Lazarett. Im Dezember kam er zu einem kurzen Genesungsurlaub nach Hause. Ende Dezember reiste er seiner Einheit, die inzwischen schon in Deutschland mit Richtung Osten unterwegs war, nach. Die letzte Nachricht erhielten wir aus Kassel, wo er einen Marschbefehl Richtung Nürnberg bekam. Wir fürchteten, dass er nun an der Ostfront eingesetzt würde. Am 2. Januar war er 18 Jahre alt geworden. Mein älterer Bruder war bereits am 18. Januar 1943 als Flieger in der Normandie gefallen, mit 22 Jahren. Meine Mutter lebte in meiner Heimatstadt Bad Neuenahr, die als Lazarettstadt relativ sicher war.

Über unsere Direktleitungen zu den Verstärkerämtern konnte ich das Fernsprechamt der Stadt erreichen, wo eine Kollegin mich mit einem Anschluss in unserer Nachbarschaft verband. So konnte ich Nachrichten schicken und erhalten. Anfang März wurde

Das Foto zeigt Elisabeths Bruder Engelbert Weiner als 17-jährigen Schüler kurz vor der Einberufung. Er wurde erst 1948 aus der russischen Gefangenschaft entlassen.

die Gegend von amerikanischen Truppen, die von Aachen herunter kamen, eingenommen. Ich war noch mit dem Fernsprechamt verbunden und konnte mich verabschieden, dann wurden die Leitungen unterbrochen. In den nächsten Tagen kamen alliierte Truppen in Richtung Rhein. Am 7. März wurden die Brücken von Koblenz gesprengt. Nun wurde meine Dienststelle in einen kleinen Ort im Westerwald verlegt. Mit einem Vorauskommando verließ ich Koblenz am 9. März. Hinter uns schlugen die ersten Artilleriegeschosse von der anderen Rheinseite her ein. Wir sollten nun am neuen Standort den Dienstbetrieb vorbereiten, aber ein geregelter Betrieb war nicht mehr möglich. Der Rest unserer Kollegen kam eine Woche später und wir erwarteten nur noch das Ende. Nach schweren Luftangriffen, denen wir auf dem Land schutzlos ausgeliefert waren, nahmen die alliierten Truppen in schnellem Vormarsch die ganze Gegend ein. Wir hatten die Dienststelle aufgelöst und verteilten uns in den Dörfern. Ich kam auf einem Bauernhof bei Verwandten eines Kollegen unter. Hier arbeitete ich für meine Unterkunft und Verpflegung.

So kam der 8. Mai und die Nachricht über die Kapitulation erreichte uns am Vormittag im Radio. Es war ein schöner, sonniger Tag. Hinter dem Bauernhaus war eine Wiese mit blühenden Obstbäumen, dorthin ging ich, um allein zu sein. Die Glocken im Dorf und in der Nachbarschaft fingen an zu läuten. Bei ihrem Klang weinte ich heiße Tränen. Ich fühlte teils Erleichterung, dass der Wahnsinn vorbei war, vor allem aber Trauer um meine Angehörigen, um Verwandte und Freunde, die diesen Tag nicht mehr erleben durften, um unsere verlorene Jugend. Eine Woche später, am 16. Mai, wurde ich 21 Jahre. Ich lebte, war aber ziemlich verzweifelt. Wie sollte es weitergehen? Alles war völlig ungewiss.

Ende Mai ging ich zu Fuß 56 Kilometer nach Hause. Dort war so weit alles in Ordnung, aber Nachrichten von meinem Vater und Bruder hatten wir nicht. Nach ein paar Wochen ging ich zurück, um den Kontakt mit den Kollegen zu halten. Im Juni rief die Dienststelle uns dann zurück nach Koblenz. Hier versuchten wir, uns in den Trümmern so gut es ging einzurichten und lang-

Jesus! Maria! Josef!

Zum frommen Gedenken

an unseren lieben, unvergeßlichen Sohn, unseren guten Bruder, Neffen und Enkel

Wilhelm Weiner

Gefr. bei der Luftwaffe

Der Totenzettel von Willi Weiner, der im Januar 1943 als Flieger in der Normandie fiel.

Geboren am 22. Februar 1921 in Bad Neuenahr, eilte er am 5. Februar 1941 als Kriegsfreiwilliger zu den Waffen. Am 18. Januar 1943 fand er in treuer Pflichterfüllung im Westen den Fliegertod. Ein hoffnungsvolles junges Leben fand so einen viel zu frühen Abschluß.

In tiefer Trauer:

Die Eltern und Geschwister.

Bad Neuenahr, 25. Januar 1943.

DRUCK: WASS-
BAD NEUENAHR

sam wieder etwas Ordnung in unser Leben zu bringen. Aber es sollten noch drei Jahre mit Hunger und Entbehrungen in allen Bereichen folgen. Auch die Ungewissheit um das Schicksal vieler Angehöriger ging weiter. Über das Rote Kreuz versuchte ich, eine Nachricht über meinen Vater und meinen Bruder zu bekommen. Mein Vater war in amerikanischer Gefangenschaft. Er kam im Frühjahr 1946 nach Hause. Mein Bruder war bei Nürnberg in amerikanische Gefangenschaft gekommen und wurde bei der Einteilung der Besatzungszone an die Russen übergeben. Er kam nach Russland und erst Ende 1946 kam die erste Karte von ihm, Kriegsgefangenenpost mit einer Rücksendekarte und einer begrenzten Anzahl von Worten. Er kam erst im Sommer 1948 nach Hause, eine Woche nach der Währungsreform, zum Skelett abgemagert. Er war gerade 21 Jahre.

Unser Leben wurde nun nach und nach wieder normal. Als aber dann der Kalte Krieg kam und es wieder Soldaten und Waffen gab, kam auch die Angst wieder. Ich habe oft gebetet, dass meine Kinder keinen Krieg erleben müssen. Die heutige Entwicklung sehe ich mit großer Sorge.

Waffen schaffen keinen Frieden!

Brigitte Jürgs

Vermächtnis für unsere Kinder

Die folgende Geschichte sehe ich als Vermächtnis für unsere Kinder und Enkelkinder, die – so hoffe und wünsche ich – nie einen Krieg erleben müssen. Sie sollen aber auch nie vergessen, was ihre Eltern und Großeltern erleben mussten:

Für die meisten Menschen meiner Generation war der 8. Mai 1945 das Ende des Krieges, das Ende der Fliegerangriffe und das Ende der Hoffnungslosigkeit.

Wir wurden schon am 24. April befreit. Meine Mutter, meine Schwester und ich wurden evakuiert, da unsere Männer an der Front waren und ich hochschwanger war. Wir wohnten bei einer Tante in einer kleinen süddeutschen Stadt, in der Hoffnung, dort sicherer als in der Großstadt zu sein.

Das Foto zeigt Zeitzeugin Brigitte Jürgs mit Sohn Michael, der am 4. Mai 1945 geboren wurde.

Nach drei Tagen und Nächten im Luftschutzkeller hörten die stundenlangen Granateinschläge plötzlich auf. Vorsichtig verließen wir den Keller. Auf dem Kirchturm wehte eine weiße Fahne, in der Innenstadt brannten Häuser. Auf der

Straße sahen wir die ersten amerikanischen Soldaten. Wir waren erstaunt, dass sie sich überhaupt nicht um uns kümmerten – was hatten die Nazis doch alles propagiert! Ziemlich schnell normalisierte sich der Alltag; die Geschäfte wurden wieder geöffnet, man konnte mit den Lebensmittelkarten einkaufen, sofern die Plünderer etwas übrig gelassen hatten. Mich bedrückte nur eine Sorge: Die Geburt meines ersten Kindes stand bevor.

Da ab 18 Uhr Ausgangssperre war, ging ich zur amerikanischen Kommandantur, um einen Sonderausweis zu erhalten. Von einem deutsch sprechenden Offizier wurde mir geraten, mich jeden Nachmittag ins Krankenhaus zu begeben, um die Ausgangssperre zu umgehen. Am 4. Mai 1945 kam dort mein Sohn Michael zur Welt, für uns also schon nach dem Krieg, obwohl er offiziell noch einige Tage dauerte. Ich lag am 8. Mai 1945 überglücklich mit meinem Kind im Krankenhaus, rührend von den Schwestern umsorgt. Ich konnte nur hoffen, beten und fest daran glauben, dass mein Mann das Kriegsende überlebt hatte. Seine letzte Nachricht hatte ich Anfang März von der Oderfront erhalten. Er schrieb von schweren Kämpfen und großen Verlusten. „Ob ich wohl je unser Kind sehen werde? Ob es ein Junge oder ein Mädchen ist?“, fragte er. Im Kessel von Halbe wurde er schwer verwundet, kam in russische Gefangenschaft und im September 1946 konnte mein Mann seinen kleinen Sohn Michael das erste Mal in die Arme schließen.

Postskriptum:
Michael Jürgs wurde später Chefredakteur von „Stern“ und „Tempo“. Der vielfach ausgezeichnete Journalist hat sich als Autor zahlreicher Biographien einen Namen gemacht. Sehr empfehlenswert ist unter anderem das Buch „Der kleine Frieden im großen Krieg“, das von der Verbrüderung deutscher und britischer Soldaten im Ersten Weltkrieg berichtet. Sein neuestes Werk (2005) heißt „Typisch Ossi, typisch Wessi“.

Karl-Heinz Bonk

O, diese armen Jungs

April, Mai 1945. Der Krieg gehörte zum Alltag unseres Lebens. Wir waren fast noch Kinder, doch Flakabwehr, nächtliche Bomben, Tieffflieger waren uns vertraut. Unser Vorbild war Großvater, der seine Ruhe behielt, was auch geschah. Vor Wochen war seine Scheune durch Brandbomben ein Opfer der Flammen geworden. Er sprach nicht von den Sachverlusten, aber dass dabei Tiere umgekommen waren, das schmerzte ihn sehr.

Als in diesen Tagen zwei englische Flugzeuge abgeschossen wurden und im Wildenloh zerschellten, jubelten wir Kinder. Wir verstanden dann unseren Großvater so gar nicht, als er uns strafend ansah: „Vergesst nicht, dort sind Menschen gestorben und ihre Mütter weinen jetzt.“ Um den 20. April herum wurde dann der Krieg zur Realität. Am späten Abend marschierten blutjunge Soldaten auf den Hof, um hier zu kampieren. Großvater organisierte die Verpflegung und genügend Strohlager. Dabei sprach er in seiner gütigen Art beruhigend auf die jungen Leute ein. Die Nacht blieb still, wenn wir auch aus der Ferne Richtung Edewecht Geschützdonner hörten. Am nächsten Morgen wurden die Soldaten wieder in Marsch gesetzt. Und hier nun spürte ich den ersten seelischen Schmerz des Krieges, denn zum ersten Mal sah ich meinen Großvater weinen, als er den abmarschierenden Soldaten nachsah. Immer wieder schüttelte er seinen Kopf und seufzte: „O, diese armen Jungs.“

Ein paar Tage später durfte ich Großvater auf seinem Ackerwagen begleiten. Zum Hof gehörte ein weitabgelegenes Weidegebiet. Doch auf halbem Wege machte Großvater kehrt. Er hatte gehalten und war vom Wagen gestiegen. Ich sollte nicht folgen. Und dann sah ich, wie er am Moorweg still vor einigen frisch aufgeschütteten Gräbern stand. Es waren einfache Birkenkreuze, auf denen oben Stahlhelme gesetzt waren. Und wieder hörte ich Großvater vor sich hin reden: „Diese armen Jungs.“

Das Foto zeigt einige der Gräber der jungen Soldaten auf der Kriegsgräberstätte Edewecht. Sie waren noch kurz vor Kriegsende gefallen. Der Friedhof Edewecht ist eine der ersten Anlagen, die der Volksbund nach dem Zweiten Weltkrieg ausbaute. Jedes Einzelgrab erhielt ein Holzkreuz mit Inschrift. Unter dem Hochkreuz ruhen die unbekannten Gefallenen. Der Volksbund gestaltete den Friedhof im Jahre 1958 um und ersetzte die Holzkreuze durch Natursteinkreuze.

Es waren die jungen Soldaten, die damals auf dem Hof meines Großvaters kampiert hatten. Einige waren gerade 17 Jahre alt.

Später hat man diese Toten umgebettet. Mit meinen eigenen Kindern stand ich an den Soldatengräbern des Gedenk-Friedhofes in Edewecht. Als wir von unserer Fahrt zurückkehrten, verschwand Großvater in seiner Kammer. Erst am Abend sahen wir ihn wieder, aber ich meinte, irgendwie sei er traurig. Zwei Tage später tauchten kanadische Soldaten auf dem Hof auf. Es fiel kein Schuss. Wiederum strahlte Großvater Ruhe und Frieden aus. Hinzu kam, dass ausgerechnet in dieser Stunde eine Kuh kalbte und seinen vollen Einsatz verlangte. Und hier erlebte ich noch einmal auf wunderbare Art und Weise, wie nah doch Krieg und Frieden sind. Die kanadischen Soldaten durchsuchten das komplette Haus und stachen mit ihren Bajonetten tief in die Heu- und Strohlager. Dabei bemerkte einer der Soldaten die Geburtshilfe im Stall. Nun legte er die Ausrüstung ab, entledigte sich der Uniformjacke, krempelte das Hemd auf und ging zu Großvater in den Stall. Doch schon nach kurzer Zeit kamen beide zurück, wobei unser Großvater stolz von dem neuen Kälbchen berichtete. Zwei fremde Soldaten blieben wachsam bei der großen Hoftür stehen, die anderen saßen nun um die Feuerstelle und tranken Tee, den Großmutter inzwischen zubereitet hatte.

Am 4. Mai 1945 war für unser Gebiet ein Teil-Waffenstillstand vereinbart worden, doch für uns auf dem Hof, und das galt für die Erwachsenen wie uns junge Leute, hatte der Friede aber schon mit dem Teetrinken begonnen. Einige Tage später trug Großvater einen Brief zur Dorfpost. Dabei zitterten seine Hände, als er den Brief abgab. Damals hat er nichts zu uns gesagt. Erst nach Jahren hat er mir erzählt, dass dies der letzte Brief eines der jungen Soldaten an seine Freundin gewesen sei. Großvater habe ihm versprochen, das für ihn zu tun. Und Großvater wusste auch, dass das einer der Gefallenen war, die damals unter dem Birkenkreuz begraben waren.

Erna Baumeister

Die Geburt meines Sohnes

Man schreibt das Jahr 1945. Es ist Frühling, Ende April. Die Natur erwacht wie in jedem Jahr. In der Ferne hört man leises Grollen. Man könnte meinen, es wäre ein Frühlingsgewitter, doch es ist die Front, die schon wenige Kilometer vor dem kleinen Ort Warnstedt bei Thale steht. Zwei Freundinnen und ich sind dort seit Februar evakuiert. Eine Frau ist im vierten und ich bin im achten Monat schwanger. Die dritte Frau ist mit ihrer Mutter und ihrem acht Monate alten Jungen mit dabei. Die Kirchturmuhr schlägt zwölfmal. Plötzlich durchdringen ängstliche Rufe die mittägliche Stille. Dorfbewohner kommen vom Feld gelaufen und schreien schon aus der Ferne: „Der Ami kommt!“

Wir sind in einem altersschwachen Haus untergekommen. Das ist uns nicht sicher genug. So laufen wir mit unserer schon lange gepackten Tasche durch das Dorf. Vor einem großen alten Bauernhof bleiben wir stehen. In diesen festen Mauern hoffen wir auf Sicherheit. Im Keller sind schon die Bewohner des Hauses versammelt, aber wir dürfen trotzdem bleiben. Es dauert nicht lange und das Dorf wird mit Artillerie beschossen, am Abend sind es dann Maschinengewehre. Plötzlich erfolgt eine riesige Detonation: Das Haus fällt in sich zusammen. Zum Glück gibt es eine Lücke in dem Trümmerhaufen und wir können uns mühsam befreien. Jetzt sehen wir die Ursache der Explosion: Die SS-Soldaten, welche sich in die Wälder geflüchtet hatten, haben ihren Munitionswagen auf dem Hof zurückgelassen. Dieser ist nun explodiert. Wir gehen durch das zerstörte Dorf, um uns erneut eine Bleibe zu suchen. Im letzten Haus des Dorfes gehen wir wieder in den Keller. Dort sind schon das Ehepaar des Hauses, beide verwundet, und noch zwei ebenfalls verwundete Soldaten.

Die Nacht will nicht enden. Das Befinden der Soldaten verschlechtert sich und der Tod hält Einzug im Keller. Auch die Hausbewohner sterben in dieser Nacht. Einige Tage später, am

Abend des 24. April, bekomme ich Leibschmerzen. Ich weiß nicht, dass es schon die Wehen sind. Eigentlich ist die Zeit noch nicht reif und es ist ja mein erstes Kind. Ich weiß aber bald: Es ist soweit. Wo aber eine Hebamme oder einen Arzt herbekommen? Im Dorf herrscht ab 22 Uhr Ausgangssperre. Meine beiden Freundinnen nehmen je ein weißes Handtuch, gehen zum amerikanischen Kommandanten und holen sich die Genehmigung, durch das Dorf gehen zu dürfen. Zunächst suchen sie die Gemeindeschwester auf. Die aber lehnt jede Hilfe ab. Sie sei nicht ausgebildet und wäre auch schon zwölf Stunden auf den Beinen. Doch gibt sie den guten Rat, zum Bauern Teklenberg zu gehen. Dort sei eine Hebamme mit ihrer Familie evakuiert. Die Familie wird gefunden, aber Mann und Töchter sagen zur Mutter: „Du bist hier nur evakuiert und keine Hebamme." Sie geht dennoch mit, hat aber keine Instrumente, die eine Hebamme braucht. Mein Junge liegt mittlerweile schon etwa eine dreiviertel Stunde zwischen meinen Beinen und schreit. Die gute Frau findet eine Nagelschere und schneidet damit die Nabelschnur durch. Dann nimmt sie meinen Sohn Bernd in eine Hand und sagt im breiten Ostpreußisch: „Na, vier Pfund wird er wohl haben."

Ende Mai, Pfingstsonnabend, geht dann der erste Treck nach Magdeburg zurück. Ich bin noch sehr geschwächt, fahre aber mit. Nach Hause kann ich jedoch nicht. Am 16. Januar 1945 werde ich total ausgebombt und wohne dann bei meiner Mutter und Schwester auf dem kleinen Werder. Auf der Ostseite sind die Russen, auf der Westseite die Amis. Alle Brücken sind gesprengt. Da stehe ich nun mit meinem Kinderwagen, den mir eine Frau aus Warnstedt geborgt hat, und weiß nicht wohin. Eine Tante wohne in der Lüneburger Straße. „Ob ihr Haus wohl noch steht?", frage ich mich. Es steht noch und ich werde aufgenommen. Ende Juni kommt mein Bruder als Verwundeter auch noch hinzu. Mutter und Schwester stehen wenig später ebenfalls vor der Tür. Damit ist die Familie endlich wieder vereint – und sogar um einen Menschen reicher geworden.

Herbert Urban

Das fremde Pferd im Erlitztal

Wann genau das Kriegsende in dem kleinen Bergdorf Friedrichsgrund, das im schlesischen Erlitztal liegt, begann, vermag ich nicht genau zu sagen. Ich weiß nur, dass es im Frühjahr 1945 war und dass dort keine einzige Bombe und kein einziger Schuss fiel. Dass die Front näher rückte und damit das Kriegsende, bemerkten wir daran, dass ständig Flüchtlinge aus den Ostgebieten bei uns eintrafen.

Mein Bruder und ich, elf und zehn Jahre alt, freuten uns darüber, denn wir hatten dadurch schon ein Jahr keine Schule. So faulenzten wir an einem Morgen im Frühjahr 1945 auf unserem Hausstein in der Frühlingssonne. Mein Bruder spielte mit einem Brennglas und ich fing mit einem Spiegel die Sonnenstrahlen ein, als plötzlich ein Flugzeug über unserem Tal kreiste. Es flog immer wieder gegen den bis zu 1 100 Meter hohen Adlergebirgskamm, der im Westen das etwa 20 Kilometer lange Erlitztal begrenzte und schon im Sudetengau lag. Der Fluss Erlitz bildete die Grenze zwischen Schlesien und dem Sudetengau.

Inzwischen war, vom Lärm aufgeschreckt, auch unsere Mutter mit Maria, der Ukrainerin, die mit ihrem Mann Johann Timoschenko bei uns als Kriegsgefangene auf dem Hof arbeiteten, in der Haustür erschienen. Ein Flugzeug, das war bei uns seltener als Regen in der Sahara und so glaubten wir, dass das vielleicht ein feindliches Flugzeug sein müsste. Doch nachdem es drei bis viermal über das Tal geflogen war, setzte es plötzlich dicht unterhalb der Waldgrenze gegen den Berghang zur Landung an. Mutter meinte: „Das ist ein deutsches. Die haben nur einen Landeplatz gesucht, um sich in die Tschechei abzusetzen.“

Der Landeplatz war etwa vier Kilometer von uns entfernt. Mein Bruder und ich machten uns sofort auf den Weg dorthin. Doch unterwegs trafen wir immer mehr Kinder und Erwachsene,

die das gleiche Ziel hatten. Als wir schließlich das Flugzeug erreichten, hatten sich die Massen schon so um das Flugzeug geschart, dass wir gar nicht mehr dicht herankamen, ganz zu schweigen vom Cockpit, in das wir uns gerne einmal hineingesetzt hätten. Von der Flugzeugbesatzung war auch nichts zu sehen; die hatte sich wohl aus Angst wegen ihrer Desertation im Wald verkrochen.

Ein oder zwei Tage nach diesem für uns enttäuschenden Ereignis gingen wir wie immer zum sonntäglichen Gottesdienst in die Kirche nach Langenbrück. Als wir hinterher aus der Kirche kamen, lagen die Straßenränder voller Wehrmachtsmaterial. Überall lagen Gewehre und Munition und sogar ein Panzer stand mitten auf der Straße. Alles war voll von Wehrmachtssoldaten, die in den Sudetengau geflüchtet waren, zurückgelassen worden.

Herbert Urbans Eltern, Anna und Rudolf, stehen mit ihrem Sohn Rudolf im Arm vor ihrem Haus. Herbert Urban ist auf dem Bild nur zu „vermuten", er wird erst in drei Monaten zur Welt kommen.

Als wir dann endlich nach Hause kamen, stellten wir fest, dass unser Johann, der Kriegsgefangene, ein Pferd eingefangen hatte. Wir beneideten ihn sehr darum, zumal wir kein weiteres Pferd finden konnten, bis auf eines, das lahmte und deshalb wohl kein anderer

wollte. Es stand mit gesenktem Kopf in vollem Geschirr und würdigte uns zunächst keines Blickes. Was würde unsere Mutter sagen, wenn wir mit diesem lahmen Pferd nach Hause kämen? Außerdem hatte unser Vater, bevor er einberufen wurde, extra einen Ochsen als Zugtier gekauft, da unsere Mutter vor Pferden Angst hatte. Doch diese Bedenken schlugen wir in den Wind, als es hinter uns herlief, nachdem wir uns liebkosend von ihm verabschiedet hatten.

Es kam, wie es kommen musste: Unsere Mutter machte uns die Hölle heiß. Sie hörte sich gleich in der Nachbarschaft um, ob nicht jemand ein Pferd gebrauchen könnte. Doch keiner wollte, zu unserem Glück, den „unnützen Fresser" haben. So kam es, dass wir schließlich zwei Pferde hatten, die unserer Mutter den Hafer wegfraßen, der eigentlich für unsere Hühner gedacht war. Es ergab sich, dass der Schwager meiner Mutter Schmied war und er sich den lahmen Huf einmal ansah. Er stellte fest, dass ein Hufnagel die Schmerzen verursachte und zog ihn flugs heraus. Das Pferd erholte sich nun schnell und wurde das beste Pferd, das man sich nur vorstellen kann. Es lahmte nicht mehr und unsere Mutter traute sich schließlich sogar, es vor den Pflug zu spannen.

Es verging vielleicht eine Woche, bis es hieß, dass die Russen kommen. Die Frauen hatten natürlich Angst vor Gewalttaten. Doch Maria versprach unserer Mutter, dass sie mit den Russen reden werde und sie keine Angst haben müsse. Meinen Bruder und mich packte indes die Neugier und wir liefen ins Tal, wo die Russen uns auf der Straße entgegenkamen. Was im Einzelnen alles an uns vorbeizog, kann ich nicht mehr sagen. Ich weiß nur, dass die Gulaschkanone das Schlusslicht bildete und der Kochkessel mächtig dampfte. Der Koch, der unsere großen Augen wohl gesehen hatte, winkte uns mit der Suppenkelle zu.

Es dauerte etwa zwei oder drei Tage, bis die ersten russischen Soldaten plündernd durch unser Dorf zogen. Es war früh am Morgen, mein Bruder und ich lagen noch in unseren Betten, als

draußen Stimmen laut wurden. Plötzlich ging die Tür auf und ein Russe stand im Türrahmen. Er schaute sich kurz um und wir zogen die Decke bis zur Nase. Er blickte uns jedoch durchaus nicht feindselig an. Ich stellte mit Erstaunen fest, dass ich im ersten Moment glaubte, mein Vater stünde in der Tür, so ähnlich war, mit Ausnahme der Uniform, sein gesamtes Erscheinungsbild.

Er war jedoch nicht allein gekommen. Draußen im Flur schrie einer immer: „Uhri, Uhri!“ Unsere Mutter antwortete: „Keine Uhr, Uhr hat mein Mann mitgenommen.“ Maria dolmetschte und redete, wie versprochen, beruhigend auf den Soldaten ein. Sie sagte, dass meine Mutter immer gut zu den Kriegsgefangenen gewesen sei und sie selbst sich nie wirklich als Gefangene gefühlt habe. Dabei hatte sie unserer Mutter nicht nach dem Munde gesprochen. Voraussetzung für eine gute Zusammenarbeit war für unsere Mutter immer eine faire Behandlung gewesen. Alle Mahlzeiten wurden, obwohl dies verboten war, immer gemeinsam an einem Tisch eingenommen. Großzügig stellte meine Mutter sogar ihr Schlafzimmer Maria und Johann zur Verfügung, was zur Folge hatte, dass deren Tochter Anna, benannt nach meiner Mutter, auf unserem Hof geboren wurde.

Mein Bruder und ich hatten uns inzwischen angezogen, denn im Flur ging es immer noch laut her. Als wir dazu kamen, hielt ein Soldat unserer Mutter die Maschinenpistole vor die Brust. Instinktiv stellten wir uns neben unsere Mutter, denn auch Kinder haben in solch einer gefährlichen Situation ein Bedürfnis, schützend einzugreifen. Ich denke, es war dieser Anblick, der den Russen letztlich dazu bewog, die Maschinenpistole zu senken und dem anderen Soldaten zu folgen, der gerade aus dem Schlafzimmer von Maria und Johann kam.

Maria hatte nicht bemerkt, dass er in das Schlafzimmer gegangen war, da sie selbst zu sehr damit beschäftigt gewesen war, mit dem Soldaten zu debattieren, der meine Mutter bedroht hatte. Nun war sie sehr ärgerlich und machte ihm unmissverständlich

klar, dass das ihr Zimmer sei und er darin nichts zu suchen habe. Der Wortwechsel, der darauf folgte, lief, wie Maria uns später erklärte, darauf hinaus, dass er sie beschuldigte, mit den Deutschen zu sympathisieren und sie sich besser zurückhalten solle.

Johann, der von dem ganzen Geschehen nichts mitbekommen hatte, da er sich bei der russischen Kommandantur melden musste, war in sein Zimmer gegangen, als er von Maria hörte, was passiert war. Maria folgte ihm und sogleich hörten wir, wie beide sich heftig stritten. Mit Tränen in den Augen erklärte uns Maria schließlich, dass sie Johann die Taschenuhr geklaut hätten und er sie ausschimpfte, nicht besser darauf aufgepasst zu haben. Unsere Mutter wollte nun ihrerseits helfen, zumal Johann immer noch vor sich hin schimpfte und ging zu ihm ins Zimmer. Es dauerte keine fünf Minuten und Johann kam freudestrahlend heraus. In der Hand hielt er eine Taschenuhr. Es war die Uhr unseres Vaters, die unsere Mutter in seinem Zimmer zur Sicherheit versteckt hatte und die viel wertvoller war als die gestohlene Uhr.

Unser Vater hat den Verlust seiner Uhr nie bedauern können, denn was zu dem damaligen Zeitpunkt noch keiner wusste, war, dass sein Feldpostbrief aus Rumänien vom August 1944 das letzte Lebenszeichen von ihm sein würde. So teilte er das Schicksal seines eigenen Vaters, der im Ersten Weltkrieg gefallen war.

Die Russen blieben nicht lange bei uns. Nach den Russen kamen die Tschechen. Sie beschlagnahmten unser Pferd. Als einer der Tschechen das Pferd abführen wollte, bäumte es sich auf und schlug mit den Vorderhufen nach ihm. Daraufhin beschlossen die Tschechen, das Pferd unseres Nachbarn mitzunehmen. Der Nachbar aber wollte sein Pferd nicht hergeben, und da er wusste, dass unsere Mutter einmal gesagt hatte, sie wolle das Pferd eigentlich gar nicht haben, kam er mit den Tschechen wieder zu uns. Er redete beruhigend auf unser Pferd ein und dann ließ es sich tatsächlich von ihm führen. Doch als er das Pferd den Tschechen übergeben wollte, riss es sich erneut los. Ich denke, dass es mit Uniformierten keine guten Erfahrungen gemacht hatte. Der

Zufall wollte es, dass der Schlachter aus Langenbrück mit Pferd und Wagen des Weges kam. Er wurde angehalten und musste sein Pferd gegen unseres eintauschen.

Dem Pferd haben wir noch lange nachgetrauert, zumal auch Johann zur Heimreise in die Ukraine sein Pferd samt unserem Ackerwagen mitnahm. Der Ackerwagen und das Pferd hätten uns, wären wir zu Hause geblieben, sicher sehr gefehlt. Doch im März 1946 wurden wir von den Polen vertrieben und durften nur soviel mitnehmen, wie wir tragen konnten.

Die Bewohner des Urban-Hofs im Erlitztal: Nachbarin Rosa Urban, Anna und Rudolf Urban (im Fronturlaub), Maria und Johann Timoschenko (hinten, von links), Herbert Urban, Hund Waldi, Cousine Annelies Montag und der junge Rudolf Urban. (vorne, von links).

Günter Kirsch

Schrecken schoss empor

Im Mai des Jahres 1945, als der Zweite Weltkrieg zu Ende ging, fehlten mir noch zwei Monate bis zur Vollendung meines dreizehnten Lebensjahres. Ich lebte damals in Reichenberg, Nordböhmen. Mein Vater war ein Jahr vorher als Soldat in Norwegen bei einem Unfall tödlich verunglückt. Ich wohnte mit meiner Mutter allein im Ortsteil Neupaulsdorf in der oberen Etage eines von einem Garten umgebenen einstöckigen Hauses. An das Kriegsende und meine Erlebnisse dabei erinnere ich mich noch gut, vor allem an die Angst, die ich dabei durchlebte.

In den ersten Tagen des Monats zog deutsches Militär durch Reichenberg in Richtung Westen. Es waren versprengte Teile von Einheiten, die in Kraftfahrzeugen, auf Fahrrädern oder zu Fuß unterwegs waren und den nachrückenden russischen Truppen zu

Mutter und Sohn: Dieses Foto von Günter Kirsch und seiner Mutter entstand im Jahre 1944.

entkommen suchten. Die militärische Führung hatte sich aufgelöst, doch die Kriegsmaschinerie funktionierte noch: Die Feldgendarmerie war bis zur letzten Stunde des Krieges aktiv, griff Soldaten ohne Marschbefehl auf und stellte sie als Deserteure vor Standgerichte. Soldaten der Wehrmacht klingelten an Haustüren und bettelten um Zivilkleidung, meistens vergeblich, weil die Bewohner Angst hatten, Deserteuren zu helfen. In den Straßengräben, auf den Wiesen lagen weggeworfene Gewehre, Pistolen, Panzerfäuste, Stahlhelme, Gasmasken und Munition.

Es war außergewöhnlich heiß für die Jahreszeit. Am 7. Mai war der Himmel wolkenlos und die Sonne brannte herab. Angst lag in der Luft. Niemand wusste, was der nächste Tag bringen würde. Am Vormittag standen meine Mutter und ich am Fenster unseres Wohnzimmers und blickten zur Silhouette des Jeschken-Gebirges hinüber. Unser Haus stand auf einer Anhöhe; man sah weit über einen Teil der Stadt bis zum Gebirgskamm. Von der Görlitzer Straße her klang das Motorengeräusch von Fahrzeugkolonnen. Wir wussten nicht, ob es deutsches Militär oder bereits die Russen waren, deren Einmarsch stündlich erwartet wurde. Am Himmel kreisten Flugzeuge, Propellermaschinen eines Typs, den ich noch nie gesehen hatte und deren Motoren ein ganz anderes Geräusch von sich gaben, als ich es bisher gewohnt war.

Unser Volksempfänger hatte vor wenigen Tagen seinen Geist aufgegeben. Wir konnten keine Nachrichten mehr hören, vielleicht gab es auch gar keine mehr. Bis vor kurzem waren noch Meldungen über Siege der Wehrmacht durchgegeben worden, an die kein Mensch mehr glaubte. Jeder sehnte das Ende des Krieges herbei, und dass dieses Ende eintreten sollte, bevor die Russen bei uns einmarschierten. Seit Monaten war in Presse und Radio von Gräueltaten der Roten Armee an der deutschen Zivilbevölkerung berichtet worden. Ich hatte Angst.

Nun standen also meine Mutter und ich am Fenster und blickten auf das vertraute Bild vor uns, jedoch mit ganz anderen Gefühlen als sonst. Die am Himmel kreisenden Flugzeuge schossen

ab und zu Salven aus ihren Maschinengewehren. Weit entfernt in der Nähe des Reichenberger Flugplatzes stieg zwischen den Häusern schwarzer Rauch auf. Und dann löste sich von einem der Flugzeuge eine Reihe schwarzer Pünktchen, die zur Erde fielen. Schwarze Rauchpilze schossen empor und eine Sekunde später drang der Explosionsknall zu uns herauf. Zu Tode erschrocken fuhren wir vom Fenster zurück. Das waren wirklich Bomben gewesen. Jetzt noch wurden Bomben abgeworfen, wo doch der Krieg fast aus war! Es war das erste Mal, dass ich Bomben fallen sah, jetzt am letzten Tag. Mein Herz klopfte bis zum Hals.

Die Stunden vergingen. Am Nachmittag klingelte es an der Wohnungstür: Es war mein Schulfreund Gustav. Sein sonniges Wesen brachte Helligkeit in meine trübe Stimmung. Die unsichere Lage und die Flugzeuge schienen Gustav nichts auszumachen. Zu zweit standen wir wieder am Fenster und sahen hinaus. In der Ferne flammten Brände und die Flugzeuge waren auch noch da. Aber es gab kein Schießen mehr. Einer der Brände schien gar nicht weit von uns entfernt zu sein. Und plötzlich kamen wir auf die Idee, uns das Feuer aus der Nähe anzusehen. Ich fragte meine Mutter, ob wir gehen dürften. Sie gab uns die Erlaubnis. „Aber geht nicht zu weit fort“, ermahnte sie uns. Ich begreife heute noch nicht, dass sie uns an diesem Tag so einfach gehen ließ.

Gustav und ich liefen die Südzeile hinunter bis zur Görlitzer Straße, überquerten sie und rutschten jenseits davon den Abhang zur Neiße hinunter. Wir kletterten über das Wehr und liefen weiter in Richtung des Feuers. Dieses war doch weiter entfernt als wir gedacht hatten, zudem verdeckten uns jetzt hohe Häuser den Blick. Eine halbe Stunde waren wir schon unterwegs, dann sahen wir endlich unser Ziel vor uns: ein lichterloh brennendes Fabrikgebäude. Noch nie hatte ich ein so großes Feuer gesehen und niemand war da, um es zu löschen. Eine Gruppe von Männern und Frauen stand auf einem Hügel. Sie sahen zu, wie die Flammen aus den Fenstern schlugen und der weißgelbe Qualm sich ausbreitete. Zwei Männer standen in unserer Nähe. Der eine sagte: „Da drinnen verbrennen Tausende von nagelneuen Wehrmachts-

uniformen. Sie haben die Fabrik in Brand gesteckt, damit sie nicht den Russen in die Hände fällt.“ Mehr Menschen kamen hinzu, schauten auf das Feuer, auf die immer schwärzer werdenden Mauern. Doch dann knatterten urplötzlich Schusssalven auf und jemand brüllte: „Tieffliegerl!“ Der Menschenhaufen stob auseinander, alle liefen und suchten Schutz bei den Häusern. Dann hörte ich eine Stimme: „Das sind die Russen, die Russen sind da!“ Die Leute waren im Nu verschwunden.

Auch Gustav und ich hatten nur einen Gedanken: Nichts wie heim! So schnell wir konnten liefen wir den Weg zurück. Glücklich fanden wir das Wehr und kletterten darüber hinweg. Aber – o Schreck! Als wir gerade mit dem Fuß außen am Geländer hingen, kam über uns ein Flugzeug herangebraust, im Tiefflug, ganz niedrig. Wir rutschten die Uferböschung hinunter und warfen uns ins Gras. Einige Wehrmachtssoldaten, die Fahrräder schiebend des Weges kamen, taten das gleiche. Das Flugzeug flog über uns hinweg und verschwand, ohne einen Schuss abzugeben.

Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich endlich vor unserem Wohnhaus angekommen war. Auf mein Läuten öffnete niemand. Meine Mutter war nicht da. Da ich keinen Schlüssel mitgenommen hatte, ging ich um die Hausecke herum und legte mich in der Wiese ins Gras. Alles war still. Eine ganze Weile lag ich da. Dann, mitten in meinen Gedanken, hörte ich aus dem Inneren des Hauses die Hausklingel. Mechanisch erhob ich mich und sauste im Laufschritt zum Gartentor, doch machte ich gleich wieder kehrt und lief davon, so schnell die Beine trugen. Vor dem Gartentor standen Russen, vier oder fünf mussten es sein. Sie trugen abgeschabte, graue Uniformen und Mützen auf dem Kopf, aber keine Waffen. Ich wusste ja nicht, dass es Kriegsgefangene waren, die zuvor in einem ehemaligen Gutshof an der Friedländer Straße untergebracht waren. Jetzt, nachdem sich alle militärischen Dienststellen und Einrichtungen aufgelöst hatten, waren sie plötzlich sich selbst überlassen und konnten hingehen, wo sie wollten. Sie hatten Hunger. Deshalb klingelten sie an den Haustüren und bettelten um etwas Essbares.

Ich raste wie ein Besessener davon, um mich im Holundergebüsch in der Gartenecke zu verstecken. Dort lag ich eine Weile. Als mir niemand folgte, wagte ich mich wieder heraus. Vorsichtig schlich ich mich zum Haus zurück und äugte um die Ecke: Niemand mehr da! Dann kam meine Mutter zurück. Natürlich glaubte sie mir nicht, als ich sagte: „Die Russen waren da.“ Die im Parterre des Hauses wohnende Frau Anders jedoch, bei der die Russen ebenfalls geklingelt hatten, bestätigte meine Beobachtung.

Am nächsten Tag, dem 8. Mai 1945, glühte wiederum die Sonne vom Himmel. Das Jeschken-Gebirge flimmerte in der Ferne. Der Strom der deutschen Soldaten war inzwischen versiegt. Niemand in der Nachbarschaft wusste, dass an diesem Tag der Krieg zu Ende ging. Wir wussten lediglich, dass die russischen Streitkräfte in Kürze einmarschieren würden.

An vielen Häusern hingen Bettlaken aus den Fenstern. Gelegentlich sah man auch rote Tücher zum Zeichen, dass in diesem Haus Kommunisten und Gegner des Hitlerreichs wohnten, die nun hofften, von Plünderungen und Misshandlungen verschont zu werden. Dass es sich bei den meisten dieser roten Fahnen um ehemalige Hakenkreuzfahnen handelte, war an dem runden Fleck in ihrer Mitte zu erkennen, wo der Stoff ein dunkleres Rot hatte als die übrige Fläche. Aus vielen Kaminen stieg gelblich-schwarzer Rauch auf; Wolken verglühender Papierfetzen zogen einher und ließen sich in den Gärten nieder. Nationalsozialistische Schriften gingen tausendfach in Flammen auf. Hitlerbilder wurden eilends vergraben. In unserem Wohnzimmer lag noch in einer Schublade die ungeladene Armeepistole meines Vaters aus dem Ersten Weltkrieg. Ich hatte mit dieser Waffe oft heimlich herumgespielt. Im Schrank hing noch meine Uniform der Hitlerjugend: Braunhemd, Hose, Halstuch, dazu mein Fahrtenmesser und verschiedene Gegenstände aus der Nazizeit, wie es sie damals in den meisten Haushalten gab. Wir vergruben sie im Garten.

Gegen Mittag zogen die russischen Truppen ein. Vorher wurden noch ein paar Bomben abgeworfen. Am späten Vormittag

läutete es an der Haustür. Frau Schindler aus dem Nachbarhaus stand draußen und lud uns ein, in ihren Keller zu kommen, wo schon die ganze Nachbarschaft versammelt sei. Wir gingen mit. Das Haus von Frau Schindler hatte einen tieferen Keller als unser Haus, ein Steingewölbe mit spärlicher Beleuchtung, in das feuchte Steinstufen hinabführten. Die Wände bestanden aus Natursteinen wie in einem Burgverlies. Hier saß dicht gedrängt eine Schar von Frauen mit kleinen Kindern. Kein einziger Mann war darunter. Angst stand im Raum. Es wurde nicht gesprochen, sogar die Kinder waren still. Dann hämmerte jemand oben an die Haustür. Schrecken schoss empor: die Russen! Frau Schindler stieg mit leichenblassem Gesicht die Kellertreppe hinauf. Oben tönten Stimmen auf, jammernde Frauenstimmen, dazwischen Kindergeschrei. Eine junge Frau mit verweintem Gesicht und zerzauster Frisur, ein Baby auf dem Arm, kam die Treppe herab, dahinter Frau Schindler. Stimmengewirr brandete auf, alle anwesenden Frauen schrieen durcheinander.

Allmählich reimte ich mir zusammen, was los war. Die Russen waren da und ein gewisser Bullei oder Pullei war von ihnen erschlagen worden. Der lag nun mit eingeschlagenem Schädel vor dem Laden des Köhlerbäckers an der Görlitzer Straße und niemand durfte die Leiche anrühren. Die weinende Frau mit dem Baby war seine Frau, die Tochter des Bäckers und außerdem die Schwester von Frau Schindler. Sie war den Russen durch die Hintertür entkommen und hierher zu ihrer Schwester geflohen.

Ich hatte genug von dem finsteren Keller, in dem ich mich fühlte wie die Maus in der Falle. Ich wollte hinaus. Ich glaubte, die Russen verfolgten die Frau und würden gleich hier sein und uns alle umbringen. Ich stieß Mutter an: „Lass uns von hier verschwinden, bitte! Ich will nicht hier bleiben, ich will nicht sterben.“ Meine Mutter schien nur darauf gewartet zu haben. Wir verabschiedeten uns hastig und gingen nach oben. Ich war glücklich, wieder den hellen Sonnenschein zu sehen. Doch der Tag verging, ohne dass etwas passierte. Allmählich legte sich meine Angst.

Am folgenden Tag ging ich mit meiner Mutter wieder den Weg die Südzeile hinunter, den ich vor zwei Tagen mit Gustav gelaufen war, bis zur Görlitzer Straße. Dort rollten russische Truppen in einem endlosen Zug in Richtung Innenstadt. Auf Schützenpanzern, Panzern und von Fahrzeugen gezogener Artillerie saßen Trauben fremdartiger Gestalten in lehmgrauen Uniformen mit umgehängten Sturmgewehren, ein Marschlied grölend. Es war immer dasselbe Lied, vielleicht das einzige, das sie kannten. Auch an den folgenden Tagen hörte ich es immer wieder; eine einfache Melodie, die sich stets wiederholte, dazu die brennende Sonne. Es roch nach Auspuffgasen, Benzin und Öl.

Vor dem Eingang des Bäckerladens lag noch immer die Leiche in der prallen Sonne auf dem Bauch. Jemand hatte ein Tuch über ihren Kopf gebreitet. An der Wand waren schreckliche Blutflecken zu sehen. Sie blieben an der Wand, in meinem Gedächtnis – auch, als der Krieg schon lange vorbei war.

Helli Hoeft

Keine brotlose Kunst

Drei Monate nach Kriegsausbruch wurde ich 23 Jahre alt. Den Krieg erlebte ich vom ersten bis zum letzten Tag in Kleinmachnow, einem an Zehlendorf angrenzenden, idyllisch gelegenen Vorort im Südwesten von Berlin. Die auf- und abschwellenden Bombergeräusche und später das unheimliche Mahlen der Panzer, als wir uns plötzlich mitten in der Front befanden, um unser Haus geschossen wurde, eine Scheibe zersplitterte, die fremden Rufe, dann die unheimliche Stille, bis wir uns zitternd aus dem notdürftig verschanzten Keller wagten – ich werde es nie vergessen!

Und Folgendes auch nicht: Es ist Ende April. Ein Panzer hält vor der Gartentür. Ein Russe stürmt ins Haus, packt meine Schwägerin, zerrt sie nach oben und vergewaltigt sie. Ich kann mich, halbtot vor Angst, im großen Garten verstecken. Tage später dringen wieder Russen ins Haus. Einer greift nach mir, reißt die Katze von meinem Arm. Ich ahne, was kommt und schreie. Er schlägt mir ins Gesicht. Ich schreie weiter. Da setzt er mir eine Pistole an den Kopf. Ich schreie weiter. Mir ist schon alles egal. Ich höre das leise „klick“, als er die Pistole entsichert, aber ich schreie weiter: lieber tot als ...

Da öffnet sich meine Zimmertür und ein zweiter Russe mit so einer steifen Mütze (ich weiß den Dienstgrad nicht) guckt herein und ich denke: „Nun ist alles aus.“ Aber der redet beruhigend auf seinen Kameraden ein und das Wunder geschieht: Er nimmt die Pistole von meinem Kopf und geht. Der andere klopft mir sanft auf die Schulter, sagt „Gutt, gutt“ und geht auch. War das mein Sonntagskinder-Schutzengel?

Zwei Tage vor Kriegsende wird unser Haus dann von einem russischen Major beschlagnahmt. Wir haben das Glück, oben in den Schlafzimmern bleiben zu dürfen. Ein Posten am Gartentor

sichert uns alle. Der Major bringt Hahn und vier Hühner mit, weil er zum Frühstück drei Eier braucht. Das vierte ist für die russische Köchin. Sie kann etwas Deutsch und bewohnt zusammen mit einem Soldaten mein altes Wohnzimmer. Ich frage sie, ob das ihr Mann wäre? Sie lacht: „Nein, das Mann für Liebe, zu Hause Mann für Kinder.“ Sie passt auf, dass uns niemand belästigt, aber nur die Katze bekommt etwas zu essen. Ihre Vorräte hat sie unter Verschluss. Doch wir sind am Verhungern. Ich bin schon zu schwach für weite Wege, wo es Brot geben soll. Ich grüble und habe schließlich die rettende Idee: Mein Grafikstudium ist doch keine brotlose Kunst. So porträtiere ich die staunenden Russen für Brot, das sie reichlich haben. Einmal in meinen Po kneifen, das ist ihre lachende Zugabe. Na, davon geht die Welt nicht unter. Das halbfertige Porträt der Köchin besitze ich noch heute, da der Abmarsch dann sehr überstürzt geschah.

Das Kriegsende am 8. Mai 1945 wollen die Russen groß feiern. Schon am Vormittag wird überall in die Luft geschossen. Auch unsere Russen wollen zur großen Siegesfeier gehen. Da wir die Häuser nicht abschließen dürfen, haben wir Angst, dass dann vielleicht fremde und betrunkene Soldaten eindringen könnten. So gehen meine Schwägerin und ich in das Flüchtlingslager der nahe gelegenen Eigenherdschule. Wir glauben in der Masse sicherer zu sein. Aber als wir abends alle dicht nebeneinander auf dem Fußboden liegen, kommen Russen mit Taschenlampen und das gefürchtete „Frau komm mit“ ertönt. Doch mein Schutzengel macht mich wohl unsichtbar. Unversehrt kehren wir ins Haus zurück.

Dann ist der Krieg zu Ende – der Hunger nicht.

Willma Hoffmann (geborene Barbe)

Die Eisenkammer über der Schmiede

Dieser fensterlose Raum ist auch am Tage recht dunkel, nur eine kleine Luke mit blindem Glas filtert das Licht. Tagsüber hat die Sonne unbarmherzig auf dem Dach gebrütet und so ist die Luft hier oben, als wir uns zur Ruhe begeben, heiß, dumpf und stickig. Um es so unauffällig wie möglich zu machen, lassen wir uns auch noch von außen einschließen. Wir, das sind meine Mutter, Fräulein Hahn und ich, legen uns nieder auf den zwei Strohsäcken, mehr waren nicht aufzutreiben, nicht eben behaglich in dieser Enge und bei dem eigenartigen Geruch nach Metall, Eisen und Rost.

Ich jedenfalls kann nicht schlafen. Mir ist die Kehle wie zugeschnürt und der Gedanke, hier eingeschlossen zu sein und im Notfall nicht heraus zu können, macht mich ganz krank. So liege ich denn auf staubigem Boden, mit brennenden Augen in die Dunkelheit starrend, lausche auf die Geräusche in Haus und Hof und auf der Straße, finde es schauderhaft, dass ich nicht wenigstens hinaussehen kann. Gemächlich kriecht die Zeit Stunde um Stunde und will einfach nicht weiterrücken. Selten habe ich den Morgen herbeigesehnt wie in dieser Nacht.

Durch positive Gedanken versuche ich, mich von meiner beklemmenden Lage abzulenken, aber auch das gelingt nicht, denn sie kreisen immer wieder um all die bedrückenden Dinge, die mich umgeben. Die letzte Nachricht von meinem 17-jährigen Bruder Helmut haben wir vor einem Monat erhalten und wir wissen nicht, wo er steckt und wie es ihm geht. Die Ungewissheit ist quälend. Entsetzliche Fantasiebilder verfolgen mich, lassen mich nicht aus ihrem Bann: düstere Landschaft, Bäume mit schwarzer, rissiger Rinde, zerfetzter Krone, hohes fahles Gras; hier liegen verletzte und tote Soldaten, blutjung die meisten, mehr Kind als Mann. Ich irre umher, schaue, suche verstört und in großer Furcht, Helmut könne unter ihnen sein.

Wilma Barbe (später: Hoffmann) erlebte das Kriegsende völlig verängstigt und entkräftet in ihrem stickigen Versteck auf dem Dachboden.

Erst nach seiner Heimkehr Mitte Juli erfahren wir, dass er am 14. April in amerikanische Gefangenschaft geriet und ein Vierteljahr unter unbeschreiblichen Bedingungen und unter freiem Himmel im Lager bei Bad Kreuznach verbrachte.

Dann wieder bedenke ich unsere beängstigende Situation, das ewige Sich-Verstecken-Müssen, die dauernde Bange, von den Russen überfallen und vergewaltigt zu werden. Wenn auch die nationalsozialistische Propaganda vieles übertrieb und falsch oder schief dargestellt hatte, in einem haben sie Recht behalten: Was wir jetzt mit den Russen und Polen erleben, entspricht voll und ganz diesen Berichten. Ich überlege, was wohl schlimmer ist, die anonymen Luftangriffe, bei denen Tod und Vernichtung von oben her plötzlich über einen hereinbrechen oder die persönliche Bedrohung durch Menschen, denen man Auge in Auge gegenübersteht und schutzlos ausgeliefert ist. Eine Antwort finde ich nicht.

Kummentats Mädchen sind wieder verschleppt worden und erst mittags zurückgekommen – und das am Himmelfahrtstag. Man merkt den Feiertag wirklich nicht. Sobald Fremde am Hoftor auftauchen, verschwinden wir im Kuhstall, verbergen uns im Stroh, bis die Luft wieder rein ist. Nach zwei Übernachtungen in der Eisenkammer schlage ich vor, doch mal auf dem Heuboden über dem Kuhstall zu schlafen. In der stickigen Eisenkammer hätte ich es einfach nicht mehr ausgehalten. Frau Lehmann meint zwar, wir sollten ruhig mal wieder ins Bett gehen, aber wir können uns nicht dazu entschließen. So begeben wir uns lieber in die Nachbarschaft von Ratten und Mäusen.

Es ist die richtige Entscheidung, denn es ist noch nicht Mitternacht, als es vorn am Tor laut klopft und rüttelt. Wir hören, wie Herr Lehmann aufschließt, vernehmen durchdringende Stimmen und Poltern im Haus, wo die Fremden treppauf und treppab traben und bangen um Papa, der ja wirklich im Bett liegt. Gott sei Dank wird es bald wieder ruhig. Die Russen gehen zum Nebenhaus weiter. Es dauert eine ganze Weile, bis ich wieder einschlafe, weil ich so aufgeregt bin.

Ich muss fortwährend daran denken, dass vor 48 Stunden der Krieg endete, am 8. Mai 1945 hat Großadmiral Dönitz die Kapitulationsurkunde unterschrieben, womit sich etwas erfüllte, was wir dringlichst herbeigesehnt hatten. Wenn es auch noch keinen Friedensvertrag gab, so unterblieben doch von jenem Augenblick an die Kampfhandlungen. Es ist kaum zu fassen! Wie sehr und wie lange schon hatten wir uns das gewünscht.

Doch wie anders ist die Wirklichkeit von dem, was man sich erhofft hatte. Dieser Frieden ist ganz und gar nicht friedlich: Die persönlichen Gefahren sind, abgesehen von den Bombenangriffen der letzten Monate und Jahre, wesentlich größer als je zuvor. Wir leben ständig in Furcht, sind ein Spielball für unseren Gegner, der mit uns und unserem Eigentum umgeht, wie es ihm beliebt. Und so erscheint uns dieser Frieden schlimmer, die Not und das Leid in diesen Tagen größer als während des Krieges.

Das „Tausendjährige Reich“ hat gerade zwölf Jahre gedauert. Groß-Deutschland, der Traum eines Größenwahnsinnigen, ist zerschlagen, zerstückelt, ein Nichts. Städte und Dörfer liegen in Trümmern, Millionen von Menschen sind umgekommen oder haben ihre Heimat verloren. Es scheint für immer aus zu sein, endgültig Schluss zu diesem Zeitpunkt, den ich in der Eisenkammer über der Schmiede verbringe und den man später die Stunde Null nennen wird.

Emil Weiler (eingereicht von Dr. Cornelia Weiler)

Mahnende Kreuze

Aus Richtung Völklingen kommend, biegt man in der Ortsmitte von Köllerbach links ab, fährt an den beiden Kirchen vorbei auf die Höhe hinauf und dann auf abschüssiger Straße hinunter in Richtung Sprengen. Kurz vor dem Ortseingang biegt man rechts in den Wald ab und erreicht zu Fuß nach wenigen Minuten auf einem mit Eiben gesäumten Weg einen Soldatenfriedhof. In einer Halle am Eingang beeindruckt den Besucher die ergreifende künstlerische Aussage einer Bronzeplastik: Nackte und geschundene Leiber bilden zusammen mit Holzbalken einen Scheiterhaufen, auf dem sie geopfert werden. In halbkreisförmigen Grabreihen um ein stilisiertes Kreuz herum haben hier im Schatten hoher Eichen 751 Soldaten des Zweiten Weltkrieges ihre letzte Ruhestätte. Auf jedem Grab gibt es einen in die Erde eingelassenen Stein mit einer Metallplatte. Bei überraschend vielen Gräbern fehlt jedoch der Name. In ihnen ruhen unbekannte deutsche Soldaten, deren Schicksal wohl auf immer ungeklärt bleiben wird.

Immer mal wieder, auch im Winter, wenn Schnee die sonst immergrüne Pflanzendecke auf den Gräbern wie mit einem Leichentuch bedeckt, suche ich gern diese Insel der Stille auf, denn fern von dem Verkehrslärm der Landstraße findet man dort Ruhe und Zeit zur Besinnung. Die Namen der Toten lesend gehe ich langsam an der schier endlosen Zahl der Gräber vorbei; in Gedanken bei den Toten, im Gedenken an meinen unvergessenen Bruder, der, gerade mal 23 Jahre alt geworden, vermutlich kurz vor Kriegsende irgendwo in Ostpreußen noch einen sinnlosen Tod sterben musste. Nie haben wir erfahren, wie er sein Leben verlor. Ob er zusammen mit seinen Kameraden in einem Panzer verbrannte oder, von einer tödlichen Kugel oder Granate getroffen, ohne zu leiden rasch dahingerafft wurde; wir wissen es nicht. Vielleicht aber musste er, nach einer schweren Verwundung verblutend, einen qualvollen Tod erleiden oder er ist in russische Gefangenschaft geraten, auf einen endlosen Transport gen Osten an

Erschöpfung gestorben oder erfroren und irgendwo in den Weiten Russlands neben einem Bahndamm würde- und namenlos verscharrt worden. Fragen über Fragen, die wohl nie beantwortet werden.

Für seine Familie, vor allem für unsere Eltern, waren diese quälende Ungewissheit, das vergebliche Warten auf eine Nachricht von ihm und nach dem Erlöschen der Hoffnung auf seine Heimkehr ein bitteres, schwer zu ertragendes Leid. Sie teilten es mit den Familien der über eine Million immer noch Vermissten, für deren Angehörige es nirgends ein Grab oder wenigstens einen Ort gibt, wo sie sich ihren unvergessenen Lieben im Geiste nahe fühlen können und die quälenden Fragen verstummen.

Fast alle in Sprengen liegenden Soldaten fielen wie mein Bruder in der Endphase des Krieges. Zu einer Zeit also, als den meisten Menschen dessen völlige Sinn- und Ausweglosigkeit längst bewusst geworden war und in vielen bereits die Hoffnung keimte, den mörderischen Krieg doch noch zu überleben und heimzukehren. Wie bitter mag es für sie gewesen sein? Gewiss nicht, wie es bei Horaz heißt, „süß und ehrenvoll“, so kurz vor dem bereits absehbaren Ende des Dritten Reiches für eine längst verlorene Sache geopfert zu werden. Unter ihnen sind viele ganz junge Männer, Knaben noch, die, aus der Schule oder Lehre herausgerissen, als letztes Aufgebot eines verbrecherischen Regimes unzureichend ausgebildet an die Front geworfen wurden, um dort an der Seite vergleichsweise alter, zum Teil schon vor der Jahrhundertwende geborener Teilnehmer des Ersten Weltkriegs noch sinnlos verheizt zu werden.

Noch immer mischt sich bei diesem Gedanken in die Trauer um die Gefallenen bitterer Zorn. Nicht auf diejenigen, die sie im Kampf töteten, denn auch sie wurden dessen Opfer; nein, Zorn auf jene, die den Krieg vom Zaune brachen und ihn noch rücksichtsloser fortsetzten, als er schon längst verloren war und die Zahl der Opfer ins Unermessliche stieg. Verbirgt sich doch hinter jedem der vielen Namen das Schicksal eines Menschen, der auf

seine Weise für andere unersetzlich wichtig und wertvoll war, sowie nicht zuletzt das Leid derer, die vergeblich auf seine Heimkehr warteten. Angesichts der vielen Gräber fragt man sich, wofür eigentlich die vielen jungen Männer sterben mussten. Man kann nur ahnen, wie viele Hoffnungen mit ihnen ins Grab sanken, wie viele Lebensplanungen grausam zerstört wurden, wie viele Kinder niemals ihre Väter kennenlernten.

Von dem Leid der Angehörigen künden auch heute noch deren Eintragungen im Besucherbuch der Eingangshalle. Auch noch nach sechs Jahrzehnten spricht aus ihnen die Sehnsucht nach Frieden, vor allem aber der Schmerz über den Verlust eines geliebten Menschen, der um sein Leben betrogen wurde. Doch mit dem Verrinnen der Zeit werden die Besuche immer seltener werden und irgendwann, wenn die letzten Angehörigen und Zeitzeugen nicht mehr sind, ganz ausbleiben. Die Kreuze auf den Gräbern ihrer Toten werden dann immer noch da sein; als sichtbare und immerwährende Mahnung an die Lebenden, den Frieden zu wahren, damit sich eine solche Menschheitskatastrophe nie mehr wiederholt.

Nur wenn die Menschen bereit sind, diese Lektion der Geschichte zu akzeptieren und aus der Vergangenheit für die Zukunft zu lernen, ist das Opfer der vielen Kriegstoten doch nicht völlig umsonst gewesen. Auch nicht der frühe Tod des Soldaten Karl Piepenbrink aus Göxe. Sein tragisches Los lässt einen an seinem Grab unwillkürlich betroffen eine Weile innehalten. An Heiligabend des Jahres 1923 geboren, ist er 1944 an Heiligabend an seinem 21. Geburtstag in Webenheim bei Homburg für – ja, wofür eigentlich? – gefallen.

Postskriptum:
Bereits im Winter 1944/45 wurden im Waldgebiet von Elm-Sprengen Soldaten von der Truppe bestattet, die im Frontabschnitt Saarlouis gefallen waren. Eine Aufzeichnung über Anzahl und genaue Identität dieser Toten lag zunächst nicht vor. Deshalb wurden nach dem Krieg diese Gräber zum Zweck der Identifi-

zierung geöffnet. Die Wiedereinbettung erfolgte dann in Einzelgräbern. Die Anlage wurde durch Zubettungen aus dem Saargau und anderen Gemeinden erweitert.

1957 schaltete sich der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge in die Gestaltung dieser Kriegsgräberstätte ein und sorgte dafür, dass die Gräber dauerhafte Grabzeichen erhielten. Später wurde das Gräberfeld neu überarbeitet und mit Gruppenkreuzen versehen. Sie erinnern an die Opfer des Krieges und mahnen zum Frieden.

Ursula Siebert (geborene Pfitzenreuter)

Der fremde Ehemann

Ich schicke Ihnen einen Auszug aus einer Erzählung unserer lieben Mutter, die sie zum Anlass ihrer Goldhochzeit im September 1989 niederschrieb. Sie müssen wissen, unsere Mutter war eine wunderbare Frau, sie wusste jede Situation zu meistern. Sie hat in ihrem Leben vielen Menschen geholfen, ist immer auf die Menschen zugegangen und konnte so herzhaft lachen. Ich vermisse sie unendlich. Ich denke, die Idee, Ihnen zu schreiben, würde ihr sehr gefallen haben.

„In Köln war es nicht mehr zum Aushalten. Die Wohnungen waren stark zerstört, die Schulen waren geschlossen, Tag und Nacht gab es pausenlose Luftangriffe. Nun lebten wir mit sieben Personen auf sehr engem Raum. Nach Weihnachten 1944 war es auch mit der Ruhe in Burscheid vorbei. Meine Oma war sehr stark gehbehindert. Als es dann im zeitigen Frühjahr auf das Ende des Krieges zuging, richtete ich mir mit Oma und meiner Tochter Ingrid einen Schlafplatz im Keller ein.

Den Tag unserer Befreiung müsste Anfang Mai gewesen sein. Amerikaner kamen und holten uns alle aus dem Keller. Im Hof mussten wir uns aufstellen. Mit meinem Vater gingen sie sehr unsanft um. Wir hatten alle große Angst. Vater war damals 51 Jahre alt und kein Soldat. Sie schienen ihn mit jemandem zu verwechseln. Im angrenzenden Schulhaus waren zu dieser Zeit italienische Fremdarbeiter untergebracht. Diese Leute waren für meinen Vater nun seine Rettung. Sie kamen herbei und redeten auf die Amerikaner ein. Schließlich ließen sie von Vater ab.

Diese freundlichen Italiener waren arme Kerle. Jeden Morgen mussten sie in einer Kolonne zur Arbeit gehen und am Abend kamen sie kaputt zurück. Manche konnten kaum noch laufen. Wenn diese Menschen nun am Abend nach Hause kamen, gab es zum Teil kein Wasser. Man durfte auch nicht helfen. Unser Ge-

bäude hatte einen hinteren Hof, der von der Straße nicht einzusehen war. Vater stellte auf diesem Hof – wie zufällig – einige Eimer Wasser ab. Mit der Fürsprache bei den Amerikanern hatten sich die Italiener nun für diesen Gefallen revanchiert.

Für uns war die Hauptsache, dass der Krieg endlich zu Ende war – doch leider noch nicht für alle. Es wurde noch an einigen Stellen in Deutschland gekämpft. Unsere Versorgung wurde von Tag zu Tag schlimmer. Jetzt erst begann der Hunger. Am 21. Juni wurde unser zweites Kind Ursula geboren. Am 22. Juni, das Kind war noch keine 24 Stunden alt, kam mein Mann Hans aus der Gefangenschaft nach Hause. Wir hatten seit Dezember 1944 nichts mehr voneinander gehört.

Der Mann, der da zurückkam, war nicht mehr der, den ich vor sechs Jahren geheiratet hatte. Umgekehrt war es mit Sicherheit

Das Foto zeigt die zweijährige Ursula Pfitzenreuter, ihre Mutter Annemarie mit Bruder Hans-Rudolf und der älteren Schwester Ingrid im Sommer 1947 (von links). Der Vater Hans Pfitzenreuter kehrte am 22. Juni 1945 aus dem Krieg zurück – einen Tag nach Ursulas Geburt.

nicht anders. Ich hatte mich in diesen Jahren zu einer selbstsicheren jungen Frau entwickelt, ja entwickeln müssen. So hatten wir es gar nicht leicht miteinander. Wir mussten das Zusammenleben regelrecht lernen. Mein Hans konnte mit seinen Kriegserlebnissen schlecht fertig werden, noch weniger mit seiner Entnazifizierung. Er war Mitglied in der Hitler-Jugend gewesen. Dabei hätte der Besatzungsmacht klar sein müssen, dass in jener Zeit jeder junge Mensch organisiert sein musste, um überhaupt einen Studienplatz zu bekommen. Dieser Prozess dauerte bis Ostern 1947. Bis dahin musste er als Bauhilfsarbeiter arbeiten. In dieser Zeit reichten die Finanzen vorne und hinten nicht. Wir hatten nichts. In dieser sehr schlechten Zeit erwartete ich unser drittes Kind.

Nun hätte mein Hans um Wiederzulassung in seinem Lehrerberuf kämpfen müssen. Doch es fehlte ihm die Kraft, er war wie gelähmt. Sein Rektor, der jetzt wieder mit Familie im Haus wohnte, war sehr rege und nahm mich im Schlepp mit. So fuhren wir beide alle sechs bis acht Wochen von Burscheid mit dem Fahrrad nach Wermelskirchen in die Sprechstunde zum Schulrat. Eines Tages habe ich mich allein aufgemacht und fuhr zu einem Offizier österreichischer Abstammung. Es war ein überaus höflicher Mensch, der sich alle meine Sorgen und Nöte mit einem gewissen Interesse anhörte. Er verabschiedete mich mit den Worten, ich solle mir keine Sorgen machen. In der Tat kam nach wenigen Wochen, es muss so Anfang Januar 1947 gewesen sein, der Entnazifierungsbescheid für Hans.

Mein Sohn Hans-Rudolf wurde am 28. Januar 1947 geboren und etwa eine Woche vorher erfuhr ich es auf der Straße: Herr Professor Luchtenberg begegnete mir und machte mir diese überaus freudige Mitteilung. Luchtenberg wurde übrigens der erste Kultusminister in Nord-Rhein-Westfalen. Ostern 1947 konnte Hans seinen Dienst als Lehrer wieder aufnehmen und kam nun endlich wirklich zu Hause an.“

Ursula Unverzagt

Wir sind die Vorhut

Das Kriegsende habe ich in Friedrichroda erlebt, einem Luftkurort im Thüringer Wald. Statt Kurgäste hatte das Städtchen nun Evakuierte aus besonders gefährlichen Gebieten aufzunehmen. Auch meine Mutter, meine Großmutter und ich waren Ende 1944 hierhin evakuiert worden. In den letzten Monaten blieb allerdings auch Friedrichroda nicht vom Krieg verschont und oft genug mussten wir vor den Bomben in einen Eisenbahntunnel flüchten. Dort fühlten wir uns recht sicher.

Am 4. Mai wurde ich zehn Jahre alt. Dieser Tag verlief ruhig und ich konnte mit einigen Freundinnen beinahe unbeschwert feiern. Doch es war eine trügerische Ruhe. Bereits am nächsten Tag erfuhren wir, dass in Friedrichroda „bis zum letzten Atemzug" gekämpft werden sollte. Um der drohenden Gefahr zu entgehen, beschlossen wir, am folgenden Tag Verwandte in Schnepfental, einem benachbarten Ort, aufzusuchen und diese um Unterkunft zu bitten. Leider blieb uns nur eine Nacht dort vergönnt, dann wurde das Haus unserer Verwandten von Amerikanern beschlagnahmt. So mussten wir nach Friedrichroda zurückkehren.

Auf dem Rückweg durchquerten wir einen Wald. Es war ganz ruhig, die Sonne schien, die Vögel zwitscherten, der Krieg war in weite Ferne gerückt. Nur der Bollerwagen, auf dem wir unsere Sachen verstaut hatten, machte ziemlichen Lärm. Plötzlich wurde die Idylle durch Schüsse unterbrochen. Sie schienen von allen Seiten zu kommen. Wir gingen dennoch weiter, was blieb uns auch übrig? Wir bogen um eine Ecke und standen unvermittelt einigen Amerikanern gegenüber, die ihre Schusswaffen auf uns richteten. Soweit wir blicken konnten, sahen wir Soldaten zwischen den Bäumen. Wir blieben stehen. Was würde nun mit uns geschehen?

Auch die Amerikaner waren überrascht. Statt deutscher Soldaten sahen sie sich zwei Frauen und einem Kind gegenüber. Meine

Bilder vom Kriegsende und der Nachkriegszeit sind selten, denn die Menschen bangten um ihr Leben, hatten längst keine Fotoapparate mehr. Dieses leicht unscharfe Bild aus dem Jahr 1947 ist das älteste Andenken von Ursula Unverzagt aus dieser Zeit und zeigt sie zusammen mit ihrer Mutter.

Mutter war eine mutige Frau. Sie holte ein Taschentuch hervor, schwenkte es wie eine Friedensfahne und ging ohne zu zögern auf die Amerikaner zu. Sie erklärte in ihrem Schulenglisch, wir seien keine Spione, sondern wollten nur nach Friedrichroda, dem Kurort. Der Amerikaner, den sie als ersten angesprochen hatte, war durchaus freundlich, bedeutete ihr aber, wir könnten nicht weitergehen, sondern müssten erst den anstehenden Kampf abwarten. So kam es, dass wir stundenlang bei den Amerikanern ausharrten, während Deutsche auf uns schossen.

Am Abend wurde es aber endlich ruhig. Fortan fielen keine Schüsse mehr. Die Amerikaner ließen uns mit den Worten gehen, dass sie uns bald nachfolgen würden.

So kamen wir unbehelligt in Friedrichroda an. Die Straßen waren wie ausgestorben, die Bewohner trauten sich noch nicht aus ihren Häusern. Nur unser rumpelnder Bollerwagen unterbrach trotzig die Stille.

Plötzlich tauchte eine mehlbestäubte Gestalt vor uns auf. Es war der Bäckermeister, der durch den Lärm aufgeschreckt worden war. Entgeistert starrte er uns an, da wir direkt aus der Richtung kamen, aus der sein Heimatort kurz zuvor beschossen worden war. Völlig verwirrt stellte er viele Fragen, machte dabei kaum einen Atemzug. Es war eine seltsame Szene. Mutter sah ihn stumm an. Mit vollkommen unbewegter Miene erklärte sie schließlich: „Wir sind die Vorhut der Amerikaner!“ Und am nächsten Tag zogen die US-Streitkräfte dann tatsächlich in Friedrichroda ein: Es war der 8. Mai 1945.

Wolfgang von Uckermann

Amerikaner auf dem Hof

Im Frühjahr 1945 lebte ich Neunjähriger mit meiner Mutter und meinem jüngeren Bruder bei Verwandten auf einem großen Gut in Oberhessen. Mit uns lebten zu dieser Zeit etwa zehn weitere Familien, die genau wie wir dem Bombenhagel entflohen waren, auf engem Raum zusammen. Am 10. April 1945 marschierten die Amerikaner ein, während wir alle im Keller saßen ohne zu wissen, was auf uns zukommen würde. Die Amerikaner forderten uns auf, den Keller zu verlassen und mit hocherhobenen Händen kamen wir an die frische Luft. Da standen riesige Panzer und Lastwagen auf dem Hof, schnelle Jeeps flitzten herum und wir waren alle froh, wieder in unsere Behausung gehen zu können.

Auf dem Weg dahin sah ich etwas Entsetzliches: ein Junge, 13 Jahre alt, lag vor uns mit abgerissenem Arm und Kopf. Es wurde erzählt, dass er eine Panzerfaust nicht richtig abgeschossen hätte. Dieses und ein weiteres Erlebnis bin ich nie wieder los geworden und träume noch manchmal davon: Ich war als Kind schon ein großer Pferdefreund und musste mit ansehen, wie 25 Pferde mit aufgeschlitzten Bäuchen panisch auf dem Hof herumrannten, bis sie endlich von amerikanischen Soldaten erschossen wurden, was viel zu lange dauerte, wie ich meinte.

Später stellten wir Kinder fest, dass die amerikanischen Soldaten alles hatten, wovon wir nur träumen konnten, nämlich satt zu essen, Apfelsinen, Schokolade, Kaugummi und Zigaretten. Für Zigaretten konnte man alles eintauschen, das wussten wir. Einige Mütter wuschen für die amerikanischen Soldaten die Wäsche und erhielten dafür als Lohn diese begehrten Naturalien. Da ich nicht wollte, dass meine Mutter für die Soldaten wusch, hatten sie uns doch vorher aus unserer Wohnung vertrieben, beschlossen mein Freund und ich, uns die begehrten Dinge aus dem Depot zu klauen. Wir kundschafteten aus, wann das Depot schwach über-

wacht wurde und nutzten die Stunde. Natürlich wurden wir erwischt und mussten mit hocherhobenen Händen, der Soldat mit MP im Anschlag, über den Hof laufen. Ich entwischte in einem günstigen Augenblick, während mein armer Freund allein unsere gemeinsame Aktion ausbaden sollte. Ich habe mich später darüber sehr geschämt.

Unsere Mütter wurden zu einem Offizier bestellt, mussten sich allerhand anhören. Doch ein deutscher Unteroffizier, der als Dolmetscher und Küchenmeister Dienst für die amerikanischen Offiziere tat, erreichte, dass wir nicht bestraft wurden und sogar fortan die Essensreste der Amerikaner auf Tische gestellt wurden, so dass die Bevölkerung es sich holen durfte. Es wurde nicht mehr gestohlen. Ich „erlaubte“ dann auch meiner Mutter, für einen amerikanischen Offizier zu waschen und konnte dadurch auch an den herrlichen Dingen wie Kaugummi, Erdnussbutter, Apfelsinenmarmelade und Maisbrot teilhaben.

Ein Jahr später, im April 1946, wurde meine Mutter benachrichtigt, dass mein Vater am 23. April 1945 in Horno/Guben an der Oderfront gefallen war.

Eva Müller

Aber wir waren am Leben

Die Zeit war fürchterlich, voll Angst und Aufregung. Die Granaten der anstürmenden Russen flogen uns um die Ohren und es war April. April war der schönste Monat des Jahres für mich. Ein Monat voll Lebensbejahung, voll Glücksgefühlen, die keine andere Ursache hatten als die, am Leben zu sein. Lag es an der Zeit voll Todesängsten und Lebenshoffnung oder war der April ganz außergewöhnlich lebenssprühend, voll von Stürmen und klarem blauen Himmel? Jedenfalls ist der Frühling ganz stark in mir präsent, wenn ich an das Jahr 1945 denke.

Schon Ende März, als die Stadt Berlin eine brennende, rauchende Ruine war, empfand ich das hoffnungsvolle dieser Jahreszeit: trotz allem. Meine Mutter hatte ihren vierzigsten Geburtstag in diesen Tagen und ich freute mich, als gäbe es nichts Wichtigeres, über die zartgrünen Weidenzweige, die ich ihr nach Hause bringen konnte. Das konnte doch nicht das Ende sein; da brach der herrliche April immer wieder durch, auch wenn an einem Tag die Häuser rundherum brannten oder zusammenfielen. Das Leben war niemals erregender und jeder Atemzug voller als damals. Es wechselten Schrecken und Angst mit sehnsüchtiger Freude immer wieder ganz unverhofft ab. Selbstverständlich kommt meine Jugend für diesen Gefühlswechsel hinzu. Ich glaube aber, in erster Linie war es der Frühling, der mich heute noch ein wenig in Hochstimmung versetzt und die große Nähe des Todes, welche das Leben so stark fühlbar machten.

In den letzten Kriegsmonaten wurden wir junge Mädchen in Lazaretten zur Arbeit eingesetzt. Auch alle verfügbaren Frauen gingen nach kurzer Ausbildung als Rotkreuzhelferinnen in die Lazarette. Meine Mutter war in der gleichen Station wie ich, das 16 Jahre alte Kind. Wir waren zwar Hilfsschwestern, hatten aber keine Ahnung, was Pflege heißt. So verteilten wir das Essen, die Medikamente und Decken, mit denen wir die nackten Männer

Das Passfoto der ehemaligen Rotkreuzhelferin Eva Müller stammt aus dem Jahr 1946.

einwickelten, wenn sie mal aus dem Bett mussten. Wenn wir dann nach 12 bis 16 Stunden Arbeit übers Moor nach Hause gingen, waren wir seelisch und körperlich völlig ausgepumpt und stolperten mehr als wir gingen weinend über den elastischen Torfboden. Diese jungen und älteren Männer mit Kopf – und Kieferverletzungen zu füttern und zu bedienen, von pflegen konnte ja keine Rede sein, ging fast über unsere Kräfte. Aber wir waren am Leben, wir waren gesund und wir wussten, wofür wir da waren. Und dann war da das Moor mit seinen Düften und der ganz eigenen Flora. Da waren die Vögel mit ihrem Gejubel. Eine Amsel hatte es uns ganz besonders angetan. Nachdem sie ihr Lied gesungen hatte, rief sie mit großer Bestimmtheit „reserviert-reserviert“. Wir mussten darüber lachen und der Druck, der auf unseren Gemütern lag, verflog mit der Freude an diesen unscheinbaren, kleinen Dingen.

Dann kamen die letzten Kriegstage. Es war, als hielte die Welt den Atem an. Selbst die Vögel waren verstummt und eine Zeitlang war einfach unheimliche Stille um uns, die nur von einzelnen Gewehrsalven unterbrochen wurde. Hin und wieder gab es Schüsse und Schreie und dann wieder Totenstille.

Plötzlich waren da die Russen. Wir hatten uns im Keller des Waschhauses verkrochen, immer den Tod vor Augen. Als am nächsten Morgen die Schießerei aufgehört hatte, trauten sich zuerst meine Großeltern hinaus. Sie waren davon überzeugt, dass doch niemand auf alte Leute schießen würde. Der Großvater saß

Früher und heute: Dieses kleine Foto zeigt Eva Müller 1990, im Jahr der deutschen Wiedervereinigung.

vor der Kellertüre und meldete jede Bewegung. Die couragierte Großmutter bestellte ihren Garten, denn es war ja Zeit, das Gemüse auszusäen. Als ein russischer Soldat auf sie zukam, ging sie mit der Hacke auf ihn los, so dass der ganz verdutzte Mann mit erhobenen Händen rückwärts ging und beschwichtigend: „Gutt, Gutt, Matka“ stammelte. So war unsere Großmutter, und wir konnten darüber herzlich lachen.

Wir waren kaum wieder in unser Haus übersiedelt, es muss Mitte Mai gewesen sein, da erwachte ich eines Nachts von einer wunderbaren Melodie. Es dauerte ein Weilchen, bis ich begriffen hatte, dass das kein Traum war. Ich hörte das erste Mal in meinem Leben eine Nachtigall. Sie saß im Gebüsch unter meinem Fenster, in unmittelbarer Nähe des frischaufgeschütteten Grabes eines unbekannten Soldaten. Und ich saß im Bett und lauschte hingerissen dem Gesang. Was hätte die Lust an diesem wundervollen Leben klarer zum Bewusstsein bringen können als diese unendlich süße Stimme in der Stille der Nacht?

Ruth Möller

Das Ende der Stille

Dass es Gott noch gab, wurde schon lange bezweifelt. Wie hätte er denn im Zweiten Weltkrieg das Elend der Bevölkerung zulassen können?

Dann war es wohl der liebe Petrus, der wusste, was jetzt Not tat. Er schickte den geschlagenen Armeen, den Flüchtlingsmassen auf den Landstraßen und den glücklich davongekommenen Menschen der Stadt Burg in den Höfen ihrer unzerstörten Häuser den herrlichsten Frühlingssonnenschein seit Jahren! Anfangs hörte man noch schwachen Kanonendonner. Dann wurde die Luft so still, wie Menschen des 20. Jahrhunderts es noch nie erlebt hatten.

Dann, eines Nachts, drang erst leise, bald aber laut und lauter, Motorengeräusch in mein von Wachträumen unterbrochenes Schäfchenzählen hinein. Es müsste die Nacht vom 7. zum 8. Mai gewesen sein. Nachdem ich lange entschlossen geblieben war, es zu überhören, schoss ich – mir war plötzlich vor Schreck siedend heiß – in die Höhe: Ende der Stille, das konnten nur die Sieger sein! Eroberer Ost? Eroberer West? Beileibe wagten wir uns nicht an die Fenster! Das Brummen, Dröhnen, Rollen, Knirschen, Trappeln war gewaltig und dauerte wohl Stunden. Eine ganze Armee musste es sein, mit Lastern, Panzern, Pferdefuhrwerken. Auch Panjewagen? Etwa Russen? Bald lärmte es hier, bald rumpelte es da, ohne Ende! Wollten die von Ost nach West oder von West nach Ost? Wo hätte ich denn überhaupt postiert sein können mit meiner gedachten Panzerfaust? Himmel, die kommen doch wohl nicht durch den schönen Flickschupark und karriolen uns die Wege da kaputt?!

Wären es Russen, müsste man auf Plünderung gefasst sein, Vergewaltigung und Verschleppung! Die letzten Nächte hatten alle Burger völlig angekleidet im Bett geschlafen, für den Fall, dass ...

Jetzt erhob ich mich und zog mir meinen ganzen Kleidungsvorrat in Schichten auf den Leib.

Das Foto aus dem Jahr 1944 zeigt Ruth Möller (geborene Reimann) als 16-jährige Schülerin aus Burg bei Magdeburg.

Es war schon heller Tag, als von der Straße her wieder Ungewohntes hörbar wurde: Pferdchengetrappel und das Rollen eines bäuerlichen Fuhrwerks auf dem unebenen Wackersteinpflaster des Fahrdammes. Endlich lugten die Leute von Ihlestraße Nummer 13 doch einmal mutig durch die dünnen Spalten ihrer leicht angelüfteten Krachmacher-Jalousien oder aber durch den Stoß ihrer großblumigen Übergardinen nach draußen – und prallten zurück: Russen, Asiaten! „Hehe! Hier wird nicht gefahren – Sackgasse“, hätte man ihnen zurufen mögen. Naja, die Holzbohlen der Ihlebrücke würden das Gewicht der Kutsche wohl tragen ...

Die kleinen Menschen waren völlig mit sich selbst beschäftigt, guckten nicht nach rechts, nicht nach links. Jetzt ist einer hinten durchgerutscht oder abgesprungen, rennt hinterdrein und wuppdich, schwingt sich im Fahren wieder hinauf – Akrobat schööön! Das waren die ersten Abgesandten der gefürchteten Sowjetarmee hier in diesem Burger Stadtviertel, einer Werbetruppe ähnlich, die Reklame lief für einen kleinen Wanderzirkus ... Wanderzirkus? Schön wärs gewesen! Aber den Russen gefiel es in Burg; sie gingen gar nicht wieder weg! Burg war erobert, ganz ohne Kampf, aber auch ohne Truppenparade in Paradeuniform. Für eine Garnisonstadt ernüchternd. „Habter jesehn, de großen Fettflecke uff de Uneform?“

Gestern waren wir Burger noch unter uns – heute sind wir erobert! Ob man den Unterschied schon merken würde? Als künftige Reporterin musste ich sehen, wie es ihr erginge, meiner Stadt, unter sowjetischer Besatzung!

„Bleib hier! Mit dich jeh n se ab nach Sibirien!“ schrie Mutter Trudchen mir nach. „Komme gleich wieder! Bloß mal von der Deichstraße aus reingucken in die Schartauer!“, weg war ich. Burg – sowjetisch – einem anderen Kulturkreis zugehörig. Aber Herrschaftsverhältnisse wechseln, der Mensch braucht bloß abzuwarten. Fragt sich bloß, wie lange.

Burgs Straßen waren menschenleer. Keine Seele lässt sich blicken! Eine Geisterstadt, unser besetztes Burg! Nicht nötig, schon umzukehren. Über den Markt gerannt, da, mitten im Laufen stokkten mir Schritt und Atem gleichzeitig: Russen! Der eine bei Oskar Ilses Uhrengeschäft, der andere bei der Kneipe „Zur Post“. Aber was machen die denn? Halten sich am Schaufenster fest, wollen was klauen? Was für eine schlechte Körperhaltung! Krumm wie Flitzbögen! Jetzt faltet sich der eine sogar wie Oma Albines Haarnadel zusammen ... Ach, die sind blau, total blau! Für Langstreckenläuferinnen keine Bedrohung! Ich beschloss, meine Exkursion Richtung „Neujork“ fortzusetzen, um mich nach dem Wohlergehen der Großeltern im neuen sowjetischen Zeitalter zu erkundigen. In schnellem Sprint zog ich an der schwankenden Besatzungsmacht vorbei.

Weiß, überall Weiß – die Farbe der Kapitulation. Burg flaggte nicht mehr rot, sondern weiß, hatte sich den Russen ergeben. Deutschland hatte sich den Alliierten ergeben. Ich hatte mich den Russen ergeben, wenn auch nur theoretisch, mehr in Gedanken. Doch der Anblick der in Weiß gehüllten Stadt wirkte deprimierend. War denn solch Lappenflaggen nötig, wenn gar kein Kampf mehr stattfand und längst Waffenstillstand ausgerufen war? Und wenn ja, in welchem Ausmaß? Bei manchen griesegrau gewaschenen Stofffetzen, die Leutchen da aus ihren Fenstern zu hängen hatten, konnte einem ja schlecht werden zum Übergeben! Sich ergeben – sich übergeben ... Wortspiel aus der Grundschulzeit, als kleine Mädchen die Begriffe halb verständnislos, halb verständnisinnig gerne verwechselten. Was bedeutete denn solch übermäßiges Lappenflaggen? Schuldbewusstsein und schlechtes Gewissen? War unter uns Herrenmenschen plötzlich ahnungsvoll Buß-

fertigkeit ausgebrochen? Gedachten wir Deutsche ängstlich, auf diese Weise wütende Rächer zu besänftigen? Wer war es denn, den in Burg die weißen Signale beeindrucken sollten? Wer erwartete derartige Massen ausrangierter Textilienreste an den Fenstern?

Gab es jemanden, der nachprüfen würde, welcher Lappen zu welchem Haushalt gehörte und ob Haushaltsvorstände auch ja vollzählig Flagge zeigten? Wie viel Weiß wäre als Zeichen der Anerkenntnis von Unterworfensein unbedingt nötig?

Diese Gedanken regten mich derart auf, dass ich, wie oft, ganz unbewusst wieder auf Touren kam. Erst am Ende der Bruchstraße bemerkte ich, dass ich schon wieder rannte. Kantapper, kantapper, kantapperkallewitt zu den Großeltern! Weiter gings, ins Fahnenmeer der Kapitulation hinein, höchst ungewisser Zukunft entgegen.

Kapitel 5

Gefangen

Hans Lützkendorf

Unter freiem Himmel

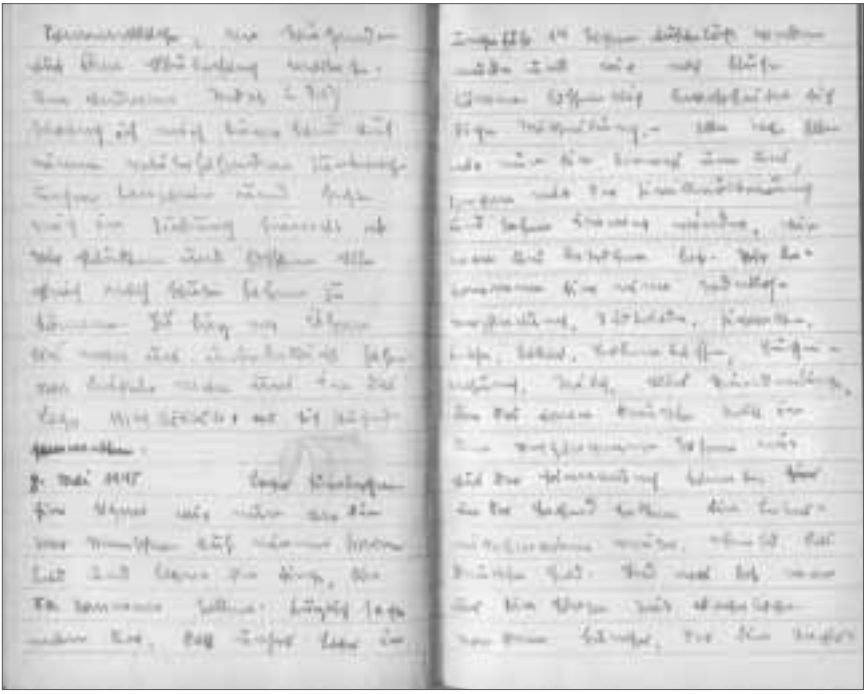
Wenn ich versuche, mich an den 8. Mai 1945 zu erinnern, den Tag, an dem in Europa endlich die Waffen schwiegen, dann kommt mir mein Kriegstagebuch zu Hilfe. Es hat mich über all die Jahre begleitet. Von der Einberufung zur Wehrmacht, während der Grundausbildung und auf anschließenden Lehrgängen, dann zum Einsatz an der Front, auf dem Rückzug und bei der Begegnung mit den amerikanischen Truppen Anfang Mai in Norddeutschland. Ich nahm es mit in die Kriegsgefangenschaft, und es begleitete mich weiter bei meiner Entlassung und Heimkehr.

Unter dem 8. Mai 1945 finde ich die folgenden Zeilen: „Hier im Lager Himbergen sitzen nun an die 7 000 Menschen auf einem freien Feld und harren der Dinge, die da kommen sollen. Man sagte uns, dass unser Lager in ungefähr 14 Tagen aufgelöst würde und wir dann nach Hause könnten. Hoffentlich ist es wahr. Alle Tage haben wir nun die Amis um uns, sprechen mit der Zivil-

Hans Lützkendorf (links) erlebte das Kriegsende im amerikanischen Lager Himbergen. Seine Erfahrungen machten ihn zu einem der treuesten Förderer des Volksbundes.

bevölkerung und sehen immer wieder, wie man uns betrogen hat. Wir bekommen eine tadellose Verpflegung: Schokolade, Kekse, Zigaretten, Kakao, Bohnenkaffee, Büchsennahrung und Milch: alles Wunderdinge, die das arme deutsche Volk in den vergangenen Jahren nur aus der Erinnerung kannte. Es ist die Verpflegung der US-Army.

Hier in der Gegend gelten die Lebensmittelkarten weiter, ebenso das deutsche Geld. Und was hat man uns die ganze Zeit vorgelogen von dem Hunger, der die Anglo-Amerikaner begleiten soll, von der Lebensmittelknappheit in England und in den USA. Und dann kann man den Gefangenen Schokolade geben! Dieses Lagerleben hier ist die beste Entkräftung der Nazi-Propaganda. Auch die Amerikaner, die hier die Posten stellen, sind großzügig, nette Kerle, mit denen man sich, bis auf die wenigen immer vorhandenen Ausnahmen, gut und vernünftig unterhalten kann."



Dieses über 60 Jahre alte Kriegstagebuch leistete Hans Lützkendorf bei seinem Zeitzeugenbericht gute Dienste.

Wie aber waren die rund 7 000 deutschen Soldaten aller Waffengattungen überhaupt auf das Feld in der Nähe des in Niedersachsen gelegenen Dorfes Himbergen gekommen? Sie waren ein kleiner Teil der sich über Nacht auflösenden Wehrmacht. Die Einheit, der ich angehörte, war zuletzt im Raum Schwerin eingesetzt und erfuhr dort von Hitlers Tod. In meinem Tagebuch finde ich unter dem 3. Mai die folgenden Zeilen, geschrieben am Ufer der Elbe bei Bleckede, in denen sich schon das nahende Ende abzeichnet:

„Großadmiral Dönitz, der sein Amt bekommen hat, versucht zwar, in letzter Minute noch zu retten, was zu retten ist, aber der Zusammenbruch ist unvermeidbar. Am Nachmittag des 2. Mai fuhren wir ab in Richtung Westen, ahnungslos, dass damit alles sein Ende finden sollte. Unter der Führung von Generälen und Ritterkreuzträgern standen wir bereit, uns den Amerikanern zu ergeben. Das traurige Ende eines sinnlosen sechsjährigen Krieges.

Wehrmachtssoldat Hans Lützkendorf (hinten, Zweiter von links) im Kreise seiner Kameraden, von denen viele nicht mehr aus dem Krieg heimkehrten.

Ein Pkw mit zwei US-Soldaten kam angefahren und man forderte uns auf, die Waffen abzugeben und dann kamen sie: kräftige, braun gebrannte Gestalten, gesund und groß. So kamen wir ins Lager Himbergen."

Genau 25 Jahre später, als ich mit meiner Familie in einem Heidedorf Urlaub machte, fuhr ich noch einmal allein nach Himbergen und fand dort auch das Feld, auf dem wir im Mai 1945 unter freiem Himmel in primitiven Unterkünften das Ende des Krieges erlebt hatten. Als ich meinen Erinnerungen nachging, hielt neben mir ein Traktor. Der Bauer stieg herab und fragte mich, ob ich einer von denen sei, die hier einst als Kriegsgefangene kampierten hatten. Als er meinen erstaunten Blick sah, erzählte er, dass des Öfteren Ortsfremde auftauchten, die der Zusammenbruch des Deutschen Reiches hierher geführt hatte.

Nun standen wir einige Momente stumm und in Gedanken verloren nebeneinander. Dann bestieg er seinen Traktor, um das Feld zu pflügen, und ich fuhr zurück in mein Feriendomizil. Dabei war ich mir sicher, dass wir beide dabei denselben Gedanken hatten: Nie wieder Krieg!

Adolf Strauch

Der Glaube muss bleiben

Nachdem der Dolmetscher in einem englischen Lager für deutsche Kriegsgefangene bei Brüssel im April 1945 meine Angaben übersetzt hatte, war das Verhör beendet. Voller Zorn war der vernehmende englische Offizier aufgesprungen und hatte den Raum verlassen. Ich habe das nicht verstanden. Von den Kameraden getrennt, wurde ich abgeführt. Ein Soldat sprach mich an: „Morgen werdet ihr alle erschossen."

Der Raum in meiner Wellblechbaracke ist dunkel und ohne Gegenstände. Der feuchte Boden riecht nach frischem Zement. Ich habe mich an die Wand gelehnt, bin verwirrt, die Gedanken wirbeln. Was wird morgen sein? Besteht noch Hoffnung? Hoffnung durch ein Gebet? „Herr lass mich stark sein im Streiten", waren meine Worte vor dem ersten Gefecht. Später war es oft die Bitte um Schutz und Leben. Ich habe bisher überlebt, und nun ein sinnloses Ende?

Es muss früh am Morgen sein. Eine Tür wird geöffnet, Licht fällt in den Raum. Ich sehe zwei Soldaten, einer davon ist ein Offizier, ein Militärpfarrer. Nun ist es soweit. Er wird mir Tost zusprechen wollen für meinen schweren Gang. Der andere Soldat, ein Sergeant, spricht mich in deutscher Sprache an. Es ist nicht der Übersetzer vom Vortag. Ich werde nach den Beweggründen befragt, die zu der Tätlichkeit gegen den deutschen Lagerführer geführt hatten. Dabei weiß ich gar nicht, wovon hier die Rede ist. Es wird ein längeres Gespräch. Wir sprechen auch über die Eltern, die Heimatstadt Kiel, über Kindheit, Ausbildung, Fronterfahrung und Einsatz. Wir unterhalten uns über Politik und Glauben. Hoffnung erfüllt mich. Bevor sie gehen, erhalte ich ein kleines Heft. Es ist das Neue Testament.

Der Posten vor meiner Tür, ein noch junger Soldat, holt mich wieder zum Verhör ab. Ein offenes Jungengesicht sieht mich an

und zeigt auf den Dolmetscher vom Vortage, der mit strammen Schritten abgeführt wird. Ich begreife. Hass hat diesen Mann zu einer falschen Übersetzung bewegt. Nun gibt es wieder Hoffnung. Es wird ein faires Urteil geben. Es ist Nachmittag, das Urteil gesprochen. Die Kameraden haben 14 und ich 21 Tage Haft erhalten. Es ist wunderbar zu leben, auch wenn die Haftbedingungen sehr hart sind.

Heute ist der 1. Mai. Der Führer ist tot, Selbstmord? Er hat von seinen Soldaten die größten Opfer verlangt. Wie viele gaben mutig ihr Leben, ihre Glieder, ihre Gesundheit? Wieviel Unglück und Trauer gab es in den Familien, wie viele tote Kinder und Frauen, wieviel Zerstörung und Armut, wieviel Hunger und Leid? Wir haben den Krieg verloren, aber der Glaube muss uns bleiben. Ich denke an die letzten Kämpfe, der Krieg war schon verloren. Da ist der Hauptmann, der sich für seine verwundeten Kameraden opfert, im Versuch, die feindlichen Panzer aufzuhalten.

Heute ist der 8. Mai. Wir haben kapituliert. Hitler und Goebbels sind tot, Getreue und so genannte Würdenträger geflohen. Unerträglich ist die Trauer und Hoffnungslosigkeit. Der Kampf ist beendet. Wir leben. Aber wie werden wir leben?

Wolfgang Kühn

Frieden – aber keine Freiheit

April 1945: Am Stadtrand von Magdeburg stand ein gemischter Haufen Soldaten – zu alte und zu junge – , das letzte Aufgebot für den Endsieg. Dazu gehörte auch ich, gerade mal 16 Jahre alt. Am 14. April wurde ich von einem Unteroffizier unserer Einheit zu der nahen Straßenkreuzung gerufen. Dort hatte ein Auto gehalten. Ich folgte dem Befehl und wurde mit: „Hands up, let's go!“ empfangen. Ich begriff. Meine Kameraden und ich waren nun Kriegsgefangene, ohne dass wir je einen Schuss abgegeben hatten. Für uns war der Krieg aus, nicht aber die Zeit der Leiden.

In teils halsbrecherischer Fahrt ging es nach Westen. Fünf Tage später schloss sich hinter mir und vielen, vielen anderen deutschen Soldaten das Tor des Kriegsgefangenenlagers der US-Army in Rheinberg. Es war eines der berüchtigten Rheinwiesenlager, ein von Stacheldraht umgebenes Feld.

In der Ferne hingen Fesselballone am Himmel. Nach schutzlos überstandener bitterkalter Nacht wurden wir wie Vieh in ein Nachbarcamp umgetrieben. Dabei erhielten wir unsere Tagesration an Verpflegung, eine Büchse der „C-Ration“. Dabei sprach mich ein älterer Mitgefangener an: „Bub, bischt du alloi?“ Wir wurden Freunde und teilten uns brüderlich eine Zeltbahn. Als wir anderntags dabei waren, uns einzubuddeln, weil der Windschirm doch zu wenig Schutz bot, sprachen uns vier daherkommende Männer an. Wir taten uns mit ihnen zusammen und wurden eine verschworene Gemeinschaft. So hoben wir eine große Grube aus und bedeckten sie mit Planen. Andere gruben sich ein senkrechtes Loch und von dessen Grund einen waagrechten Schlauch. Manche stürzten allerdings auch ein, wurden für manchen auch zum Grab.

Eine große Menge Gefangene sammelte sich allabendlich am einzigen festen Haus im Camp, in dem ein Krankenrevier einge-

richtet worden war. Sie schliefen stehend, an die Hauswand und aneinandergelehnt. Es sah aus wie ein riesiger Bienenschwarm, der sich im Rhythmus der Atmung hob und senkte.

Der damals erst 16-jährige Wolfgang Kühn wurde Kriegsgefangener, ohne dass er je einen einzigen Schuss abgegeben hatte. Er verbrachte insgesamt drei Jahre in verschiedenen Lagern – unter anderem in dem berüchtigten Lager nahe Rheinberg.

Hunger war unser ständiger Begleiter. Die Verpflegung reichte nicht zum Leben. Oft bestand sie aus Rohware wie weißen Bohnen. Zum Kochen brauchte man Brennmaterial, doch davon fand sich im Lager kaum eine Spur. Einmal traf ich eine Menge Leute, die sich an einem gefällten Holzmast zu schaffen machten. Dadurch kam auch ich zu ein paar Holzspänen. Ein anderes Mal sah ich Gefangene durch den Zaun schlüpfen, wo ein weiteres Camp eingerichtet wurde. In ihm stand noch ein Bauernhof. Aus diesem wurde alles Brennbare herausgerissen. Von unten wurde die Treppe demontiert, während viele noch eine Etage höher im Gange waren. Plötzlich: „Der Ami kommt!“ Alles rannte zum Loch im Zaun. Dort nahmen uns ungarische Mitgefangene das Holz ab und behielten es für sich.

Brot gab es anfangs nicht. Später bekamen wir amerikanisches Weißbrot. Nahm man es in die Hand und drückte es leicht, war nichts mehr davon da. Bei solcher Verpflegung brachte ich am Ende meiner Zeit in Rheinberg gerade mal noch 42,5 Kilogramm

auf die Waage. Ich erlebte aber auch, wie einer in meiner Nachbarschaft verhungerte. Dabei hatte er all seine Taschen voller Brot. Hatte er Hunger, nahm er ein Stück davon heraus, betrachtete es und steckte es wieder ein, ohne es zu essen.

Am Zaun spielten sich Tauschgeschäfte mit den Bewachern ab. In der Regel ging es um Ringe, Uhren und Anderes gegen Zigaretten. Lebensmittel bekam man nicht. Ich beobachtete einmal, wie ein Gefangener einem Bewacher mit schwarzer Haut seinen Ehering anbot und dafür Zigaretten wollte. Da wurde der Bewacher böse und sagte: „Wenn du nach Hause kommst, sagst du deiner Frau, ein Nigger hat mir den Ring gestohlen“, und gab dem Gefangenen eine unangebrochene Schachtel Zigaretten, ohne den Ring zu nehmen. Er fügte hinzu: „Lasse dich ja nicht wieder damit hier blicken.“

Eines Tages schallte aus tausenden von Kehlen der Ruf „ Der Krieg ist aus!“ durch das Lager. Doch es gab einige, die fragten: „Warum stehen dann die Fesselballone noch am Himmel?“ Und wirklich: Man war einer der vielen Parolen aufgesessen, die es immer wieder zu allem Möglichen gab. Drei Tage später waren die Fesselballone dann wirklich nicht mehr zu sehen. Und wieder gellte der gleiche Schrei übers Feld. Das war am 8. Mai 1945. Es war also Frieden. Doch das hieß für uns nicht auch Freiheit. Ich selbst kam erst drei Jahre nach der Kapitulation Deutschlands nach Hause.

Emil Weigel

Wo kommen wir hin?

Ostpreußen lag am Boden, die russische Armee war durchmarschiert. Der Krieg war vorbei. Wohin man schaute, herrschten Zerstörung und Verwüstung. Tote Menschen, Soldaten und Zivilisten, lagen an den Straßen und in den Häusern. Das Vieh lag tot in den Ställen und auf den Weiden. Umgekippte Flüchtlingswagen versperrten die Wege. In den Städten und Dörfern brannten die Häuser. In der Ferne hörte man noch den Kanonendonner. Wir waren den russischen Soldaten ausgeliefert. Ich selbst war geflüchtet und heimgekehrt. Meine Eltern waren inzwischen verstorben, meine Schwestern irgendwo auf der Flucht und meine Brüder Soldaten.

An einem Sonntag Ende März umzingelten russische Soldaten unser Dorf. Sie trieben alle gehfähigen Männer zwischen 12 und 70 Jahren auf die Straße und führten uns in die vier Kilometer entfernte Stadt ins Gefängnis. Wir hatten kaum Gelegenheit, uns warm anzuziehen. Viele waren ohne Kopfbedeckung, ohne Mantel und nur in Holzschuhen unterwegs. Es war Winter, der Schnee knirschte unter den Schuhen. Uns stand die Angst in die Gesichter geschrieben. Wo kommen wir hin? Was geschieht mit uns? Schließlich wurden wir mit 15 Mann in eine leere Einmannzelle gepfercht. In der Nacht wurden wir verhört und durchsucht. Am nächsten Tag ging es für einige von uns zum Aufräumen in die Stadt. Hier fand ich eine leere Konservendose. Sie wurde für einige Jahre mein Essnapf.

Von hier ging es mit Lkws ins Zuchthaus nach Bartelstein, wieder bis zu 20 Mann in eine leere Einmannzelle. Da wir in der Enge nur sitzend schlafen konnten, baten wir den Posten, uns mehr Raum zu geben. Er tat uns den Gefallen und führte uns in eine neue Zelle: Welch ein Luxus, hier lagen sogar Matratzen! Leider war die Freude zu früh, denn am nächsten Tag hatten wir Läuse. Bei der Morgenzählung auf dem Zuchthaushof sahen wir

Dieses Foto wurde 1947/48 im russischen Kriegsgefangenlager Tscheljabinsk im südlichen Ural aufgenommen. Es zeigt Emil Weigel, der sein Bildnis über Jahre vor den Wachen verbergen konnte.

auch gefangene Frauen, Mädchen und Kinder. Das Essen bestand aus einer Wassersuppe mit ganzen Kartoffeln und einem Stückchen Brot. Wohl dem, der einen Essnapf hatte!

Am nächsten Tag ging es weiter nach Insterburg. Hier hausten wir einige Tage in Speichern und Gefängnissen. Hunger, Durst und Kälte waren unsere Begleiter. Gerüchte gingen um, wir kämen nach Russland. Dann war es soweit, noch einmal durchsucht, gezählt, in Fünferreihen aufgestellt und sofort in die Hocke. Posten schossen über unsere Köpfe. In langen Kolonnen ging es zum Verladebahnhof Insterburg. Dort standen leere Waggons mit vernagelten Fensterluken und einer Holzrinne in der Tür für die Notdurft bereit. Mit viel Geschrei und Fußtritten wurden, je nach Größe der Waggons, 50 bis 100 Menschen in einen Wagen gebracht. Schlafen konnten wir, wenn die Kälte es überhaupt erlaubte, nur sitzend. Mit dem Schließen der Waggontür schwand unsere Hoffnung auf Freiheit und Menschlichkeit. Je nach Standort wurden die Türen zweimal am Tage geöffnet. Einmal gab es zwei Scheiben getrocknetes Brot, einen Esslöffel Zucker oder einen Laib Käse für 50 Mann. Beim Teilen des Käses gab es Schwierigkeiten, da es kein Messer gab. Beim nächsten Öffnen wurde Wasser verteilt: 20 Liter pro Wag-

gon. Wir waren verlaust, schmutzig, hatten wochenlang keine Wäsche gewechselt, waren unrasiert, bärtig, die Haare verfilzt.

An drei Stationen bekamen wir warmes Essen. Es bestand aus frischem Brot, Brei mit Fleisch, Brei mit Öl oder gesüßtem Haferbrei. Wir stürzten uns auf das Essen. Die Folgen waren aufgeblähte Leiber, Erbrechen und Durchfall. Bald hatten wir die ersten Toten. Ruhr, Diphtherie und Typhus breiteten sich aus. Es war ein qualvolles Ende für viele von uns. Es gab weder Ärzte noch Medikamente. Nach Schätzungen von Leidenskameraden und mir hatten wir von etwa 1 500 Gefangenen, auf unserem dreiwöchigen Transport, 200 bis 220 Tote. Die Toten wurden ausgezogen und nackt in einem Waggon gestapelt.

Am 20. April kamen wir in Tscheljabinsk im südlichen Ural an. Auf einem Fabrikgelände wurden wir schließlich ausgeladen. Einigen Kameraden fiel es sehr schwer, aus dem Waggon zu steigen, viele mussten getragen werden. Aus den Fabriktoren strömten Arbeiter, um uns zu sehen. Weder Hass noch Mitleid konnte man in ihren Gesichtern sehen. Stumm schauten sie auf die kriechenden Gestalten. Nach zwei Kilometern Fußmarsch kamen wir in ein mit Stacheldraht, Scheinwerfern und Wachtürmen umsäumtes Lager. Hier standen Erdbaracken mit Fenstern und Türen an der Giebelseite. Wir lagen auf kahlen Brettern, es gab weder Betten noch Decken. In der Baracke ging das Sterben weiter.

Am 8. Mai hieß es, wie an jedem Morgen: „Alle raustreten zur Zählung!“ Der russische Lagerälteste übersetzte uns eine Rede. Mir blieben nur die Worte in Erinnerung: „Ihr bleibt solange hier, bis ihr aufgebaut habt, was die Deutschen in Russland zerstört haben!“ Es vergingen fast fünf Jahre, bis wir nach Deutschland entlassen wurden. In die Heimat Ostpreußen durften wir nicht, denn es gehörte jetzt zu Polen. Mit sechs Mann sind wir aus unserem Dorf nach Russland verschleppt worden. Drei kamen nicht zurück, sie sind lange nach dem Kriegsende im Ural verstorben.

Helmut Preusche

Am Boden

Am 8. Mai 1945 war ich 18 Jahre alt und als Kriegsgefangener im Gewahrsam der US-Armee in einem Keller eines Hangars des Flugplatzes Erding bei München. Wir waren in diesen Keller getrieben worden, weil wir wegen Durst und Hunger oben im Hangar gegen die metallenen Tore geschlagen hatten. Dem war vorausgegangen, dass ich am 2. Mai als Angehöriger der Gebirgsjäger-ROB-Schule Mittenwald-Luttensee mit meiner Einheit nach Rosenheim verlegt worden war, „zur Verteidigung der Alpenfestung".

In unserem Rosenheimer Privatquartier, in das ich zuvor mit zwei Kameraden eingewiesen worden war, hörten wir abends den Rundfunk: „An der Spitze der heldenmütigen Verteidiger der Reichshauptstadt ist der Führer gefallen." Wir haben daraufhin beschlossen, den weiteren Wahnsinn nicht mitzumachen und zu desertieren. Nachdem uns unsere Quartierswirtin, die bereits mit anderen Frauen das städtische Verpflegungslager gestürmt hatte, mit Lebensmitteln und Zigaretten versorgt hatte, versenkten wir gegen drei Uhr morgens unsere Karabiner im Fluss. Dann schlossen wir uns einem riesigen Heerzug aller Waffengattungen an, der sich nach Norden in Richtung Wasserburg bewegte. Mit Entsetzen sahen wir in einigen Straßenbäumen tote Soldaten hängen mit Schildern um den Hals: „Ich bin ein Vaterlandsverräter" oder „Ich bin ein Deserteur". Im weiteren Verlauf entkamen wir auf abenteuerliche Weise einem SS-Erschießungskommando, das in Wasserburg standrechtliche Hinrichtungen vornahm. Am 4. Mai ergaben wir uns in Haag den Amerikanern.

Stehend auf Lastwagen zusammengepfercht wurden wir zu einem Sammellager bei Salzburg transportiert. Voller Angst, die Amerikaner würden uns den Russen übergeben, bestiegen wir einfach einen Lkw Richtung Westen, der uns zurück nach Ulm brachte. Von hier brachte uns ein Transport nach Heilbronn.

Unterwegs spielten sich Szenen ab, die ich nie vergessen werde. Weinende Frauen, Kinder und alte Männer standen am Straßenrand und riefen uns zu: „Kommet wieder."

Auf einem weiten Hochfeld über Heilbronn befand sich das amerikanische Lager, mit 24 Teillagern für je 10 000 Kriegsgefangene. Dort gab es Stacheldraht, Wachtürme, eine riesige Latrine mitten in jedem Lager und sonst nichts als Erde – keine Behausungen, keine Zelte. Mit bloßen Händen gruben wir uns Löcher in den Boden, in die wir uns zum Schlafen verkrochen. Wasser gab es aus der Latrinenleitung, aber keine Waschgelegenheit. Die Essensrationen waren so bemessen, dass wir uns unter Bewachung zum Graszupfen zwischen den Stacheldrahtzäunen meldeten, um uns am Gras satt zu essen. Für ein kleines Stück Brot oder ein paar Zigaretten wechselten Eheringe oder Uhren zu den Wachmannschaften. Dann kamen endlich Zeltbahnen und Holzlatten ins Lager, damit wir uns Unterkünfte bauen konnten.

Vor unserem Zelt stand ein Obstbaum, dessen Blätter von einem Gefangenen in der Sonne getrocknet und dann in seiner Pfeife mit begleitenden Hustenanfällen geraucht wurden. Eines Tages lag er tot unter dem Baum. Es kam bald die Zeit, als uns morgens beim Aufstehen vor dem kleinen Zelt schwarz vor Augen wurde und wir auf den Boden stürzten. In der Folge lockerten wir den Boden vor unseren Zelten auf, um uns nicht zu verletzen. An jedem Morgen mussten wir zum Zählappell antreten. Bei einem solchen Appell wurden einmal Zettel mit einer Darstellung aus dem KZ Dachau verteilt. Weil mir das so ungeheuerlich war, bin ich vorgetreten, habe mein Hemd über der Brust aufgerissen und die Amerikaner angeschrieen: „So etwas machen Deutsche nicht, sondern nur ihr Amerikaner." Dann deutete ich mit dem Finger auf meine hohlen Rippen. Später im Zelt sagte mir ein älterer Kamerad, dass in den Konzentrationslagern tatsächlich abertausende Juden und politische Häftlinge grausam gequält und getötet worden waren. Ich glaubte ihm das zuerst nicht und erfuhr erst später, wie Recht er hatte.

Nach einigen Wochen fingen meine Zähne an zu bluten. So ging ich zum deutschen Lagerarzt, der mich zuerst auf eine Waage stellte: 48 Kilogramm. Dann holte er tief Luft: „Ich habe keine Medikamente und keine Lebensmittel, die dir helfen könnten, den Skorbut aufzuhalten. Hier hast du Zitronenpulver und mach, dass du aus dem Lager kommst.“ Mit diesen Worten öffnete er ein Nebenzelt, in dem auf tragbaren Pritschen regungslos bereits einige Kameraden lagen. „Diese hier liegen in einer Art Koma und diese hier ...“, dabei öffnete er einen weiteren Zeltteil: „... sind bereits in der Agonie.“

Im August wurden wir jüngeren Gefangenen beim Appell separiert. Es wurde uns gesagt, dass unsere Entlassung nun bald folgen würde. Wir wurden zum Bahnhof transportiert und in geschlossene Güterwagen gesperrt. In den Waggons waren Kartons mit Verpflegung gestapelt, über die wir uns hermachten. Spätestens in Karlsruhe wussten wir, dass der Zug mit uns nach Frankreich rollte. Jenseits der Grenze setzte der französische Steinhagel gegen den Zug ein. Dann nahm uns ein französisches Kriegsgefangenenlager bei Le Mans auf.

Nun muss ich noch anfügen, dass unsere französischen Bewacher alles unternommen haben, um in der umgebenen Landwirtschaft Lebensmittel für das Lager zu organisieren. So gab es tagelang Rohkost für uns. Wir hatten ein Dach über dem Kopf und eine Bühne, auf der Profis unter unseren Kameraden uns mit Liedern wie „Heimat lass deine Glocken wieder läuten ...“ zum Weinen brachten, nicht nur, weil ihnen selbst dabei die Tränen über das Gesicht liefen. Ich muss außerdem anfügen, dass ich später als Kriegsgefangener im September auf einem Bauernhof in Südfrankreich in die Familie aufgenommen worden bin wie der eigene Sohn und der eigene Bruder. Noch heute beginnen die Briefe oft mit „Cher grand frère“ und enden mit „Ta petite soeur“, obwohl alle schon graue Haare haben!

Beatrix Krickendt

Jetzt andersrum?

Frühling im nördlichsten Zipfel Dänemarks. Ich gehe durch den kleinen Ort, noch immer mit der Frage beschäftigt: Kaufe ich mir von der einen zugeteilten Krone eine Waffel mit Sahne oder lieber doch ein Stück Seife? Wann habe ich das letzte Mal Sahne gegessen? Vorm Krieg, sicher zu meinem 14. Geburtstag vor sechs Jahren. Ich genieße die Stille. Um mich kein Stöhnen, kein Schreien und Reden. Ich setze mich auf einen der dicken weißgetünchten Feldsteine, die eine saubere Asphaltstraße begrenzen. Ich schaue in den blassblauen Himmel, ohne überlegen zu müssen, ob heute gute Sicht für Tiefflieger ist, höre das fröhliche Läuten der Blaumeisen, ohne auf Panzergeräusche zu achten. Wenig später, in dem kleinen Laden, ich hatte schon die gekaufte Waffel in der Hand, sagt die Verkäuferin: „Krieg Schluss, aus! Ihr verloren! Jetzt andersrum!“ – und sie macht dazu eine entsprechende Handbewegung. Wie betäubt verlasse ich das Geschäft mit der Waffel in der Hand und setze mich wieder auf den Stein.

Der Krieg aus? Sonderbar, darauf habe ich jahrelang gewartet, und nun berührt es mich kaum. Für uns war kein Krieg mehr, als wir, fast 100 Frauen und Kinder, nach den furchtbaren Wochen der Flucht aus Königsberg, der Angst vor Bomben, der Todesfurcht im orkanartigen Sturm auf der Ostsee, den widerlichen Strapazen des Transportes im Viehwagen, in diesem kleinen dänischen Ort ankamen. Krieg verloren? Endsieg, Wunderwaffe: Zwei Wörter, die in Gesprächfetzen hier und dort auftauchten. Hatte ich daran noch geglaubt? So wichtig der Sieg einmal war, so unwichtig wurde er nach und nach. Nicht verbrennen, nicht ertrinken, nicht erfrieren, sich nicht verlieren – darum kreisten alle Gedanken. Daneben hatte kaum etwas Raum.

Die Sahnewaffel wird weich und matschig. Jetzt andersrum! Was soll das heißen? Ich schließe die Augen und sehe den Marktplatz in Suwalki: Ein Galgen, vier Polen hingen dran und ich ging

Dieses Abitur-Foto von Beatrix Krickendt aus dem Jahr 1943 hat viel mitgemacht. Es war in einem Täschchen, das ihre Mutter in größter Not immer fest an sich drückte und so auch die Flucht überstand.

ruhig vorbei, verfolgte meinen täglichen Weg von der Schule zum Essen. „Einer soll noch nicht einmal 16 gewesen sein“, hörte ich eine Frau flüstern. Selbst das rührte mich kaum. Gegen die Macht darf man sich nicht auflehnen! Ich sehe mich beim Ernteeinsatz im Dorf Wizajny. Polnische Nachbarskinder kommen auf den Hof. Ich jage sie fort. Deutsche Kinder spielen nicht mit Pollacken! Mein Gott, warum war mein Herz wie aus Stein? Wie groß ist meine Schuld? Jetzt andersrum? Was wird aus mir werden? Ich habe keinen Blick mehr für Gärten und Sonnenschein. Die aufgeweichte Sahnewaffel werfe ich achtlos weg. Ich bin auch nicht sonderlich überrascht, als in den nächsten Tagen ein Lastwagen mit großen Rollen Stacheldraht vor den Baracken hält und wir jungen Leute in scharfem Ton von dänischen Polizisten aufgefordert werden zu helfen, den friedlichen niedrigen Holzzaun mit Stacheldraht zu erhöhen: Verlassen des Lagers verboten.

Nach einigen Wochen wird unser kleines Lager aufgelöst. Wir werden in ein größeres transportiert und dort zu langen, grauen Baracken geführt. Im düsteren Innenraum gibt es dreistöckige Schlafstätten für jeweils zehn Personen auf einer Bretterfläche. Ratlos und empört stehen da 200 Menschen. Ein dänischer Offizier tritt ein. Unser Sprecher fordert nachdrücklich richtige Bettgestelle, auch Trennwände, um kleinere Räume zu schaffen. Es gab nur eine kurze Antwort: „Deutsche zwangen Dänen so zu schlafen, jetzt schlaft ihr so!“ Mit einem Schlag wird es ganz still im Raum. Macht und Unterdrückung – jetzt andersrum. Aber es dauerte nicht sehr lange und die Dänen, versuchten, die vielen tausend Flüchtlinge einigermaßen menschenwürdig unterzubringen und vorm Verhungern zu bewahren. Immerhin drei bis vier Jahre lang. Für mich waren es nur zweieinhalb Jahre hinter Stacheldraht, ohne Zeitung, ohne Radio, Arbeit nur als Auszeichnung. Zeit genug, um nachzudenken: Wie soll man leben? Andersrum! – Aber ich denke, nicht so, wie es wohl die dänische Frau gemeint hatte, als sie mir die Waffel mit Sahne verkaufte, die nicht gegessen wurde.

Hans Günter Saure

Furchtbarer Friede in Fort Knox

Als im August 1944 die große Kesselschlacht in der Normandie zu Ende ging, begann für mich der lange Weg in die Kriegsgefangenschaft, der mich über London, Glasgow, New York bis nach Fort Knox, Kentucky, in ein Lager mit 2 200 deutschen Gefangenen führte.

Selbst in körperlicher und materieller Sicherheit, wenn auch hinter Stacheldraht lebend, schwankte die Stimmung zwischen einem beglückenden Gefühl der Erleichterung, der Hölle der Materialschlachten und der ständigen Todesangst entronnen zu sein, und der berechtigten Sorge um die weiterhin in Not und Gefahr verbliebenen Angehörigen in der Heimat. Das ungewisse Schicksal des besiegten Deutschlands verschlechterte die Gemütslage zusätzlich. Trotz allem bekannte sich eine verschwindend kleine Minderheit unter den Lagerinsassen, eine Gruppe unbelehrbarer Hitzköpfe, darunter vorwiegend sogenannte „Afrikaner“, Leute, die unter Rommel in Nordafrika gekämpft hatten und dort schon 1943 in Gefangenschaft geraten waren, zu ihrem unerschütterlichen Glauben an den Endsieg. Sie nannten uns Neuankömmlinge „Überläufer von der Normandie“ und hielten jeden Pessimismus für ein Verbrechen. Aus ihren Reihen bildeten sich Rollkommandos, die „Abtrünnige“ als „Verräter an Führer, Volk und Vaterland“ verprügelten. Der amerikanische Lagerkommandant griff in solchen Fällen energisch durch. Die Täter wurden bis zu drei Monaten Einzelhaft verurteilt.

Auf der Weihnachtsfeier 1944 konnte sich der deutsche Lagerführer nicht enthalten, seine Begeisterung über den Verlauf der Ardennen-Offensive vor allen Lagerinsassen auszudrücken und dem Führer für dieses „großartige Weihnachtsgeschenk“ zu danken. Schon am nächsten Tag musste er das Lager mit Ziel zu einem gesonderten Lager für Nationalsozialisten verlassen. Nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 auf Hitler ersetzte das OKW

(Oberkommando der Wehrmacht) den militärischen Gruß durch den Deutschen Gruß. Das Rote Kreuz übermittelte die Änderung der militärischen Ehrenbezeigung bei der deutschen Wehrmacht an die US-Regierung, die kurioserweise den Führerbefehl sofort umsetzte und es allen Kriegsgefangenen zur Pflicht machte, amerikanische Offiziere stumm mit ausgestrecktem Arm zu grüßen. Das Grußwort „Heil Hitler“ durfte nicht ausgesprochen werden.

Im April 1945 überstürzten sich die Ereignisse. Die Stimmung im Lager war sehr gereizt. Hin und her gerissen zwischen Bangen und Hoffen wünschten sich alle eine schnelle Besetzung ihrer Heimatorte durch die Westalliierten, bevor die russischen Truppen sie eroberten. Auch in Herdecke, meiner Heimatstadt, schwiegen endlich die Waffen. Aber noch lebte ich in banger Ungewissheit. Briefpost aus Deutschland erreichte nur selten das Lager. Für mich, wie für viele andere, war nie etwas dabei. Je tiefer die Alliierten ins Reichsgebiet eindrangen, umso mehr wurden die entsetzlichen KZ-Gräuel offenbar, die nun von allen Zeitungen in ganzseitigen Berichten angeprangert und mit Fotos dokumentiert wurden. Wie zu erwarten saß der Schock tief, nicht nur in der amerikanischen Öffentlichkeit, sondern auch bei uns Kriegsgefangenen, die wir nun allesamt als Täter angesehen wurden, obwohl kaum jemand von uns je ein KZ gesehen, geschweige denn solche Verbrechen verübt hatte. Das Verhalten unserer Bewachungsmannschaft wandelte sich abrupt von einem bisher lokkeren, fast freundschaftlichen Umgang hin zu einer kalten, geschäftsmäßigen, ja bis zur eisigen, feindseligen Behandlung.

Dann kam der 8. Mai 1945. In Europa hatte das gewaltsame Sterben endlich ein Ende gefunden. Es folgten Triumphgesänge in allen amerikanischen Medien. Erleichterung, gepaart mit dumpfer Zukunftsangst, beherrschten die Gemüter der Gefangenen. Wann dürfen wir heimkehren? Was erwartet uns in der Heimat? Was wird aus Deutschland? – Das waren die Fragen, die uns bewegten. Zynische Sprüche wie „Genieße den Krieg, der Friede wird furchtbar“ machten die Runde. Wohl unter dem Eindruck der KZ-Gräuel gab es nun in den Gefangenenlagern restriktive

Maßnahmen. Die Lebensmittelversorgung, bis dahin US-Army-Standard, wurde auf ein Niveau gesenkt, das gerade noch das Überleben sicherte. Die Kantinen, in denen wir uns mit Getränken, Süßwaren, Büchern, Schreibwaren, Toilettenartikeln und Ähnlichem eindecken konnten, schlossen die Pforten. Verständlich, dass unter diesen Bedingungen die Arbeitslust und körperliche Leistungsfähigkeit stark nachließ. Nach etwa sechs Wochen hatten die Amerikaner ein Einsehen und erhöhten die Lebensmittelrationen wieder auf ein ausreichendes Maß.

Ohne zu wissen was uns erwartete, wurden an einem Sonntagnachmittag Ende Mai alle Lagerinsassen in ein Filmtheater geführt. Man zeigte uns die Filmaufnahmen, die amerikanische Frontberichterstatter unmittelbar nach der Befreiung des KZ Buchenwald gedreht hatten. Lähmendes Entsetzen, Trauer und Scham packten uns angesichts dieser grauenvollen Bilder. Auch beim letzten Zweifler hätte nun endlich die Erkenntnis reifen müssen, dass wir einem verbrecherischen Regime gedient hatten und schändlich missbraucht worden waren. Es war ein furchtbarer Friede – selbst im entfernten Fort Knox.

Gemessen am Schicksal von Millionen Menschen, denen dieser grausamste aller Kriege Tod, Verwundung, Vertreibung oder jahrelange Gefangenschaft gebracht hatte, bin ich glimpflich davon gekommen. Am 4. April 1946 kehrte ich wohlbehalten heim.

Peter Leu

Der jüdische Arzt

Ich bin 1928 geboren, war Flakhelfer, zum Schluss mit der „8,8er“ als Batterie-Rechner im Erdeinsatz im Bereich Danzig, kam über Weichselmünde raus nach Hela, per Schiff nach Kopenhagen, wieder an die Ostfront, desertiert, Gefangenenlager bei Dassow nahe Lübeck.

Die Erlebnisse waren so schrecklich, dass ich Einzelheiten immer noch nicht schildern kann. Aber ich war in einer Art Hülle, die mich so von der Außenwelt abschirmte, dass ich dauernd Musik hörte, mich in einer Art Dauergespräch mit dem Himmel befand, obwohl ich nach außen, körperlich wie geistig, sicher normal reagierte.

Das Gefangenenlager war furchtbar. Wir verhungerten langsam. Als ein Sturm Fische in die Stöpenitz trieb (sie war ein Grenzfluss des Lagers) und einige Landser sie fangen wollten, schossen die Amerikaner mit Maschinenpistolen die Leute im Wasser ab. Ich lebte in einer kleinen Apfelsinenkiste, die ich mir abends über den Oberkörper zog, um mich zum Schlafen hinfallen zu lassen. Tags knackte ich 150 Läuse, aber nicht mehr; der Rest musste mich bekrabbeln und so warm halten. Da kamen mir dann so Gedanken in den Kopf, die nicht erdacht waren. So auch diese:

Kriegsende

Die Welt ist still geworden
Und atmet kaum
Mir ist als wär das Morden
Von gestern Traum
Als kämt ihr alle wieder
Wärt immer da
Die Nacht senkt sich hernieder
Ihr seid mir nah.

Mit solchen Worten konnte ich dann einschlafen. Mein linker Fuß war eine einzige Blutblase. Ein jüdischer Arzt der Amerikaner nahm sich meiner an. Ich erzählte ihm von meiner Familie. Als ich ihn wieder besuchte, hatte er zwei primitive Holzkrücken für mich gebaut und sagte mir, wenn ihr morgens bei Frühappell gefragt werdet, sagst du, du kannst gehen. Auf meinen Widerspruch: Du musst es sagen. Am anderen Tage gingen die „Geher" bis nach Grömitz in Holstein; die anderen wurden auf Lkws verladen und – wie wir später erfuhren – den Russen ausgeliefert. Dem jüdischen Arzt muss ich heute noch dankbar sein.

Die Amerikaner hatten ein Teilungsabkommen gemacht. In Grömitz konnten wir uns bewegen, auch bei den Bauern betteln gehen. Ich habe nie auch nur eine Kartoffel bekommen. Ich sage das ohne Groll. Doch das ist eine andere Geschichte.

Die Kambiumschicht in meiner Borke ist nie alt und hart geworden: Das ist der Gewinn aus Leiden – auch wenn man alles Leid dieser Erde doppelt fühlt.

Karl und Walter Stork

Wiedersehen in Tokio

Dies ist die bemerkenswerte Geschichte, von der mir mein Bruder Walter Stork berichtete. Sie trug sich dort zu, wo er seit mehr als vierzig Jahren lebt: in Tokio. Es ist die Geschichte eines Japaners namens Tomio Yuasa.

Tomio ist heute 80 Jahre alt und lebt in Wakayama, eine Stadt auf der Kii-Halbinsel in Westjapan. Er diente im Zweiten Weltkrieg als Soldat des japanischen Militärs in der Mandschurei, wo er am Kriegsende in russische Gefangenschaft geriet. Tomio kehrte schließlich am 10. Juli 1949 nach Japan zurück und begann kurz darauf seine berufliche Karriere. Viele Jahre später wurde der inzwischen 50-Jährige eingeladen, Mitglied des Wakayama Rotary Clubs zu werden. Am 26. März 1977 feierte dieser Rotary Club sein 40. Jubiläum. Tomio war ebenfalls dabei.

Als Gastredner hatte man einen rotarischen Freund aus Kyoto eingeladen. Es war ein Deutscher namens Dr. Christoph Kaempf, von 1956 bis 1978 Leiter des Deutsch-Japanischen Kulturinstituts in Kyoto. In seiner Rede verdeutlichte Dr. Kaempf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Japanern und Deutschen. Doch dann wechselte er das Thema und sprach über seine Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg: „Zu Kriegsende geriet ich in russische Gefangenschaft und kam in ein Lager. Im eiskalten sibirischen Winter mussten wir Zwangsarbeit verrichten. Es war in Marshansk, südlich von Moskau, nicht weit von der Ukraine.“

Als der Name „Marshansk” fiel, wurde Tomio ganz hellhörig. Auch er war im Gefangenenlager in Marshansk gewesen! Der Redner sprach weiter: „Während wir dort arbeiteten, war da auch ein japanischer Offizier, der eine Blinddarmentzündung hatte und vor Schmerzen fast wahnsinnig wurde. Wir befanden uns aber am hintersten Ende Russlands. Man konnte also kaum erwarten, dort irgendwo eine ordentliche medizinische Einrich-

Wiedersehen nach 30 Jahren: Der japanische Kriegsgefangene Tomio Yuasa begegnet seinem Lebensretter, dem deutschen Arzt Dr. Christoph Kaempf.

tung zu finden. Und so kam man zu mir als Arzt und bat um Hilfe."

Nun wurde Tomio immer aufgeregter: Mein Gott, könnte es sein, dass …" Er konnte den Gedanken nicht verdrängen; denn da war die lange Narbe am Bauch. Sie erinnerte ihn an seine Gefangenschaft. Fast konnte er die Qualen seiner damaligen Blinddarmentzündung spüren und dachte an die Not-Operation im Lager, die ihn schließlich vor dem Tod bewahrt hatte. „Die Narbe! Mein Gott, könnte es sein, dass der Mann da vorne der Arzt ist, der mich einst operierte, mir das Leben rettete? Nein, es kann nicht sein, seitdem sind 30 Jahre vergangen, wir befinden uns in Japan, in Wakayama. Nein, das kann nicht sein!"

Der Redner fuhr fort: „Es war ein sehr plötzliches Ereignis und natürlich gab es keinerlei medizinische Instrumente. So besorgte ich mir aus dem nahe gelegenen Ort Behelfsmittel und widmete mich dem japanischen Offizier. Nach der Lage der Schmerzen zu urteilen, handelte es sich eindeutig um eine Blinddarmentzündung. Anästhesie gab es auch keine, da half nichts. Als ich das Messer auf seinem Bauch ansetzte und zu schneiden begann, fiel der Patient in Ohnmacht."

Für Tomio war die Situation beinahe unfassbar. Als Student wurde er rekrutiert, ging in den Krieg, dann nach Russland ins Gefangenenlager. Er erinnerte sich nun deutlich an die Zwangsarbeit bei schneidender Kälte, an die schier unerträglichen Bauchschmerzen, aber eben auch an den deutschen Soldaten, der ihn versorgt hatte. Ja, es ereignete sich vor 30 Jahren, aber durch seinen Kopf gingen die Erlebnisse, als hätten sie sich erst gestern zugetragen.

Der Redner berichtete weiter: „Ich habe alles herausgenommen und den Blinddarm abgeschnitten. Wie erwartet, hatte der Patient auch eine Bauchfellentzündung. Er muss wirklich sehr gelitten haben. Danach habe ich alles wieder zurückgelegt und die Wunde genäht. Aber ich vollzog die Operation ohne jegliche Hygiene-

Maßnahmen, ohne Betäubung. Seitdem habe ich stets unter der Befürchtung gelitten, dass dieser japanische Offizier bald nach der Operation verstorben sein könnte. Er hatte den Körper eines Gefangenen nach Kriegsende, man konnte ihm weder angemessene medizinische Behandlung geben noch konnte er sie empfangen. Man spricht von Kriegstragödien; immer, wenn ich an jenen Offizier denke, tut mir das Elend des Krieges im Herzen weh."

Bis dahin hörte Tomio dem Redner mit zunehmender Erregung zu, aber dann hielt er es nicht mehr länger aus. Er stand auf und ging nach vorne. Plötzlich stand Tomio auf der Bühne und schüttelte unter tosendem Applaus die Hand des Redners, den er inzwischen als seinen Retter aus dem Kriegsgefangenenlager erkannt hatte.

Dieses Wiedersehen von Tomio Yuasa und Dr. Christoph Kaempf war der Beginn einer langen Freundschaft, die erst mit dem Ableben Dr. Kaempfs im Jahr 2002 ihr Ende nahm.

Kapitel 6

Feind und Freund

Herta Dickmann

Russische Geburtshelfer

Als Flüchtling aus Breslau landete ich im Februar 1945 in Aussig an der Elbe. Innerhalb einer Stunde hatte ich meine Wohnung in Breslau verlassen müssen, weil die SS in unserem Stadtteil die Brücke über die Oder sprengen wollte. Breslau war zur Festung erklärt worden. Nur mit Handgepäck kam ich in Aussig an. Ein Zimmer bekam ich bei einer Baumeisterfamilie, und da ich im sechsten Monat schwanger war, versuchte ich mich in die Situation zu finden.

Zwei russische Soldaten halfen Herta Dickmann bei der Geburt ihres Kindes.

Aussig war relativ ruhig. Erst im April gab es die ersten Luftangriffe und ganz schlimme Zerstörungen. Auch die Wasserleitung in unserer Straße wurde zerstört, so dass wir das Wasser fortan mit Eimern über weite Strecken transportieren mussten. Immer mehr Trecks mit Flüchtlingen bevölkerten die Straßen. Militär zog durch die Stadt, Tag und Nacht, alles fing an, sich aufzulösen. Mein Geburtstermin kam immer näher. Ein Sanitätskonvoi wollte mich in den Westen mitnehmen – aber ich hatte Angst. Hier hatte ich wenigstens Menschen um mich, die mir beistehen wollten.

Die Nachrichten im Radio waren erschreckend und das Chaos auf der Straße teuflisch. Aus den Fenstern hingen die ersten weißen Fahnen, auch schon die ersten tschechischen Fahnen. Der Krieg war aus, Hitler tot. Da bekam ich am 8. Mai am Nachmittag meine erste Wehe und musste mich nun augenblicklich entscheiden, wie und wo ich mein Kind bekommen wollte. Seit Monaten

war ich in einer Klinik angemeldet, die etwa eine halbe Stunde von meiner Wohnung entfernt lag. Als dann so gegen 21 Uhr meine Wehen stärker wurden, nahm ich meine Tasche und erklärte den anderen Hausbewohnern, dass ich jetzt in die Klinik ginge.

Der Mond schien draußen und bis auf den fernen Geschützdonner war alles totenstill. Langsam ging ich den Weg zur Klinik, ganz allein. Da wurde ich plötzlich hell angeleuchtet und angeschrieen, von rechts und links hart angefasst und gezerrt. Ich fiel hin und als mir aufgeholfen wurde, sahen die russischen Soldaten, dass ich hochschwanger war. Was nun? Ich bedeutete ihnen, ich wolle zum Arzt, mein Kind bekommen und wir stünden ja auch schon fast vor dem Klinikgebäude. Viele Soldaten tauchten jetzt auf. Zwei davon fassten mich unter und es ging auf die Haustür zu. Alles war still und dunkel. Mit ihren Gewehren donnerten die Soldaten an die Haustür. Zwischenzeitlich waren die ersten Panzer die Straße entlang gefahren und es herrschte Riesenlärm. Jetzt bat ich um etwas Ruhe und stellte mich mitten auf die Straße vor der Privatklinik. Ich schrie, so laut wie ich konnte, meinen Namen, und dass ich mein Kind doch nicht auf der Straße bekommen könne. Da öffnete sich endlich die Haustür und die beiden Russen gingen mit mir und meiner Tasche ins Haus. Danach gingen sie wieder. Drei Stunden später bekam ich ein wunderschönes Mädchen. Ich nannte sie Eva-Maria.

Morgens erschienen zwei Russen mit Blumen, die sie sicher in den Nachbargärten gepflückt hatten, mit einer Flasche Apfelsaft, Brot und Zucker. Sie sahen sich das Kind an und weinten. So war es. Vier Tage besuchten sie mich immer morgens und brachten kleine, rührende Geschenke. Schließlich fuhren sie mich mit dem Jeep in meine Wohnung zurück. Einen Tag später wurde ich von den Tschechen aus meiner Wohnung ausgewiesen. Erneut begann ein mühseliger Weg, der mich unter widrigsten Umständen zurück nach Breslau führte. Dabei wurde Eva-Maria schwerkrank. Sie starb in Breslau an den Folgen einer Lungenentzündung.

Walter Urban

Ostern 1945 in Spangenberg

Heute ist der 1. April. Dieser Ostermontag wird uns Spangenbergern unvergesslich bleiben. Es sind die von einzelnen Menschen gehauchten Gebete, die uns wissen lassen, dass Ostern ist. Doch die Front rückt immer näher. Um die Mittagszeit fallen erneut Bomben auf unser Städtchen. Wieder brennen Häuser, es gibt Tote und Verletzte. Die Stille und das Lauschen der Menschen im Keller werden unerträglich.

Es ist 16 Uhr, als wir das kreischende Rasseln der ersten Panzer auf der Straße über uns vorbeirollen hören. Schüsse krachen in den Kellereingang, Gott sei Dank ohne Wirkung. Angst verdrängt die Überlebenshoffnung. Man bittet mich, den amerikanischen Soldaten zu bedeuten, dass in diesem Keller nur alte Leute und Kinder versammelt seien. In meiner Wehrmachtskluft, ein weißes

Das Foto zeigt die historischen Fachwerkhäuser am Brauhausplatz mit Blick auf das Spangenberger Schloss.

Taschentuch in der rechten Hand am ausgestreckten Arm, gehe ich auf die Straße, um dies in meinem Schulenglisch den fremden Soldaten mitzuteilen. Aber wo ist plötzlich das Taschentuch? Ich stehe vor den Panzerkolossen mit erhobenem rechten Arm und erwarte augenblicklich das Ende meines jungen Lebens. Doch dann passiert etwas Eigenartiges: Die Panzersoldaten beginnen laut zu lachen, heben ebenfalls den rechten Arm und rufen in gebrochenem Deutsch „Heil Hitler!“

Was eben hier geschehen ist, jagt mir Angst und Schrecken durch alle Glieder. Ich renne auf unser Haus zu, wo ein schweres Maschinengewehr zur Sicherung der nachfolgenden Fußtruppen am Fenster aufgebaut ist. Im Gefolge der Panzer kommen die Fahrzeuge der Verpflegung und bleiben auf dem freien Platz neben unserem Haus stehen. Im Haus haben sich elf amerikanische Soldaten niedergelassen. Um uns herum ist es stiller geworden. Der Kriegslärm ist weitergezogen. Die nachfolgenden Soldaten scheinen müde und abgekämpft.

Auch die weiteren Bewohner des Hauses kehren aus ihrem schützenden Keller zurück. Wir bieten den Soldaten Schlafmöglichkeiten in verschiedenen Zimmern an. Aber der Vorgesetzte des Trupps befiehlt, dass alle zusammen in einem Zimmer bleiben müssen. Das liegt neben der großen Wohnküche, in der die Frauen die in der Umgebung organisierten Hühnereier zu Spiegeleiern umfunktionieren.

Mein Vater will Bilder von mir und meinem Vetter in Soldatenuniform verschwinden lassen. Das verhindert ein Soldat mit den Worten „deutsche Soldat, gute Soldat, Bilder hängen lassen.“ Es herrscht eine eigenartige Atmosphäre zwischen Besiegten und Siegern, denn man begegnet sich freundlich. Unsere Großmutter will auch zur Unterhaltung beitragen und legt Fotoalben auf den Tisch, in denen auch Bilder von Angehörigen der Familie in Amerika enthalten sind. Man sieht mit Interesse die alten Bilder an. Plötzlich ein lauter Schrei. Ein junger Soldat hat auf einem der Fotos seinen Studienkollegen aus Ottawa erkannt, einen Ver-

wandten unserer Familie, dessen Eltern eine Pianofabrik besitzen. Es gibt von da an kein Halten mehr. Die Verbrüderung ist grenzenlos und wird zum nie gekannten Fest mit Essen und Trinken. Ein farbiger Soldat entdeckt das Klavier, es wird gesungen und getanzt bis in die Nacht – und das nach der Einnahme unserer Stadt.

Als wir am nächsten Morgen nach unruhiger Nacht noch benommen ins Erdgeschoss kommen, ist der Spuk vorbei. Es ist alles aufgeräumt und zusammengefegt in einer Ecke des Zimmers. Vergessen wurde lediglich ein Gewehr, das ich dann bei der ersten Meldung als Kriegsgefangener in der Kommandantur am 18. April 1945 abgegeben habe.

Ursula Stricker-Pomati

Wenn Feinde zu Freunden werden

Zu Kriegsende waren wir – meine Mutter Gertrud mit mir, ihre Schwester Christine Otto mit ihrer jüngsten Tochter Trude und der Cousine Röschen Zerres mit Tochter Rose – in Trennfeld am Main evakuiert. Ich war damals knapp drei Jahre alt.

Das Ende des Krieges machte sich in dem sonst recht ruhigen, kleinen Ort durch einen enormen Kanonenschlag bemerkbar. Wir spazierten gerade am Fluss entlang. Dort schwammen Schwäne mit ihren Jungen. Rasch eilten wir in unsere zwei Zimmer, die uns im Schulhaus zugeteilt worden waren. Das lag aber etwas außerhalb der Ortsmitte und der Hauptstraße, so dass wir den Einzug der Amerikaner nicht beobachten konnten.

Es dauerte jedoch nicht lange, da hörten wir Schritte auf der Treppe und lautes Klopfen an der zugeriegelten Tür. Wir hatten uns alle im hinteren Zimmer verkrochen, hatten große Angst. „Nicht aufmachen, das sind unsere Feinde!“, sagte meine Tante. Aber das Klopfen wurde immer lauter und eindringlicher. Da fasste sich meine Mutter ein Herz und öffnete die Tür. Ich hatte mich hinter ihrem grauen Rock versteckt, aber so, dass ich gukken konnte, was vor sich ging. Ich sah zwei große schwarze, sehr junge Männer, die etwas in den Händen hielten.

„What do you want?“, fragte meine Mutter recht barsch. Sie hatte sechs Jahre in Chicago gelebt und konnte sich deshalb gut verständigen. Wenige Wochen zuvor hatte sie vom Tod meines Bruders erfahren, der mit knapp 19 Jahren am 3. Februar 1945 im heutigen Polen gefallen war. Und nun standen zwei amerikanische Jungen vor ihr, die sie mit großen Augen ansahen und ganz höflich und verschüchtert darum baten, sich Essen aufwärmen zu dürfen. „Das sind auch nur arme Jungen, fern von der Heimat und der Familie. Und die können wahrhaftig keine Schuld an diesem elenden Krieg haben“, so beruhigte meine Mutter die ande-

ren beiden Frauen und auch uns Kinder.

Ein Bild aus Kindertagen im besiegten Deutschland. Heute lebt Ursula Stricker-Pomati in Subbiano, Italien.

Das Essen wurde gewärmt, die beiden jungen Soldaten setzten sich an den rasch gedeckten Tisch. Sie waren nun weniger verschüchtert. Es begann ein Gespräch zwischen meiner Mutter und ihnen. Als sie erfuhren, dass diese „Feindfrau“ in Chicago gelebt hatte, wurden die Augen eines der beiden Jungen immer größer, und langsam kullerten dicke Tränen über das schwarze und sehr müde Gesicht. Seine Heimatstadt war Chicago, und er konnte sich über Straßen, Gebäude, den See und über seine Familie unterhalten. Aus einer Jackentasche zog er ein total verknittertes Foto hervor. Meine Mutter erzählte von ihrem gefallenen Sohn, man weinte gemeinsam.

Ab diesem Tag und bis zu unserer Rückkehr nach Beuel bei Bonn kamen die beiden täglich. Wir Kinder bekamen Drops, das waren große bunte Fruchtbonbons, und Schokolade – bis dahin für uns unbekannte Leckereien. Es gab auch richtige schäumende Seife, eine große Kostbarkeit. Und weil ich eine fürchterliche Dermatitis hatte, wurde ich mitgenommen zum Militärarzt, der mit den richtigen Medikamenten Abhilfe schuf. Oft denke ich an diese beiden, damals so sehr jungen amerikanischen Soldaten, an diese meine allererste Erfahrung mit fremden Menschen, und

daran, wie es meiner Mutter gelungen ist, trotz ihres großen Leids um den soeben gefallenen Sohn die „Söhne des Feindes“ so freundschaftlich aufzunehmen. Ich wünschte mir, dass auch bei diesen Männern jene Begegnung in guter Erinnerung geblieben ist.

Trennfeld, das ich vor einigen Jahren besucht habe auf den Spuren meiner Kindheit, hat eine Chronik herausgebracht. Es gibt dort Fotos von damals und aus heutiger Zeit, wo ehemalige amerikanische Soldaten mit ihren heutigen Familien den Schauplatz ihres Einmarsches besucht haben. Ob „meine“ beiden Soldaten auch dabei waren?

Gerda Klein de Madsen

Der stumme Nikolajew

Der Zweite Weltkrieg näherte sich seinem Ende. Wir in Berlin erlebten die letzte, große Schlacht täglich, stündlich, immerzu. Unser Stadtteil war bereits von den Russen besetzt. In der Innenstadt wurde dagegen weiter gekämpft. In unseren Straßen standen russische Panzer dicht an dicht. Junge Frauen und Mädchen waren seit Tagen vor keinem Russen sicher. Auch hier war die Hölle los, nicht nur an der Front.

Wir waren verzweifelt. Wo sollten wir hin? Da erschien – so sahen wir es wenigstens – ein Engel in der Person eines russischen Nachrichtenoffiziers. Seine Soldaten trommelten uns alle zusammen. Natürlich waren wir auf das Schlimmste gefasst. Aber dieses eine Mal hatten wir Glück! Der Offizier, ein deutscher Jude, erklärte uns, er würde unser Haus beschlagnahmen. Er selbst und seine Leute würden im Keller wohnen; den zweiten und dritten Stock sowie den Boden brauche er, um deutsche Gefangene unterzubringen. Sofern wir uns einigen könnten, in den restlichen vier Wohnungen zusammenzurücken, könnten wir bleiben. Uns fiel ein Stein vom Herzen. Meine Eltern und ich gingen zu Familie Bauer, da waren auch schon Frau Meeus und ihre zwei Mädchen. Jede Familie bekam ein Zimmer.

Unser Haus wurde nun von der russischen Spezialeinheit bewacht. Kein anderer Russe durfte das Haus betreten, doch auch niemand von uns durfte raus. Und da war ein Problem: Wir hatten keine Wasserversorgung, keinen Strom. Das Wasser holten wir aus der nahe gelegenen Laubenkolonie. Und dafür musste man allein hinaus und lange Zeit Schlange stehen. Wir besprachen das mit dem Offizier. Er erlaubte nun gleich vier Personen, das Wasser zu holen. Aber es müssten immer dieselben sein, damit seine Soldaten sie erkennen könnten. Herr Guttmann, mein Vater und das Ehepaar Bauer bekamen schließlich die ersehnte Erlaubnis. Die Gasversorgung war ebenfalls eingestellt worden.

So kochten wir auf Holz- und Kohlefeuern. Als Brennholz benutzten wir unsere Möbel. Alles Trinkwasser musste wegen Typhus-gefahr abgekocht werden. Zu Bett gingen wir, sobald es dunkel wurde, selbstverständlich mit aller Wäsche. Man wusste ja nie – auch wenn wir augenblicklich etwas ruhiger lebten.

Es kamen die ersten deutschen Kriegsgefangenen, die wir sahen. Abgekämpft, übermüdet, unrasiert und mit hängenden Köpfen nahmen sie auf dem Hof Aufstellung. Ungefähr ein Viertel von ihnen war in Zivil, nur mit einer Armbinde, die sie als Volkssturm kennzeichnete. Soldaten in Heeres-, Marine- und Fliegeruniform stellten den Rest, dazu einige wenige in SA- und Hitlerjugenduniformen. Ein armseliger, von Straßenkämpfen zermürbter Haufen. Uns traten die Tränen in die Augen, als wir sie sahen. Die Russen dagegen waren gut genährt, kräftig und in sauberen Uniformen. Zuerst mussten die Gefangenen ihre Waffen ablegen, dann wurden auch ihnen, wie uns Tage zuvor, Uhren und Eheringe abgenommen. In kleinen Gruppen brachte man sie zum Verhör in den Keller. Danach wurden sie eingesperrt.

Ein neuerliches Erscheinen des jüdischen Offiziers brachte eine Überraschung. Er sagte, drei seiner Leute hätten bemerkt, dass hier drei junge Frauen seien. Wie war das möglich? Wir blieben immer in der Wohnung, standen stets hinter Gardinen, wenn wir aus dem Fenster schauten. Aber es stimmte. Da waren Christa, 17 Jahre, Uschi, 20 Jahre, und ich, 21 Jahre alt. Von meinem Mann hatte ich seit Wochen keine Nachricht und war im sechsten Monat schwanger. Drei seiner Soldaten möchten uns gern in ihrer Freizeit besuchen. Sie dürften uns nicht vergewaltigen. Wenn einer uns zu nahe träte, käme er sofort zu Hilfe. Uns blieb keine Wahl. Deshalb sagten wir, die drei Soldaten wären willkommen.

Sie kamen am Nachmittag. Da war Iwan, ein wenig ungewaschen, dunkelhaarig. Er brachte seine Gitarre mit. Er sang wunderschöne, russische Volkslieder. Der zweite war Gregori, hellhaarig, groß, sauber, mit guten Manieren und sprach auch besser deutsch als Iwan. Der dritte hieß Nikolajew. Er war hellblond,

lächelte freundlich, sprach aber kein Wort. Man hätte ihn nach seinem Aussehen für einen Balten halten mögen. Wir dachten uns, er wird wohl kaum deutsch sprechen und möchte sich nicht vor uns blamieren.

Iwan und Gregori hatten Salzheringe mitgebracht. Gregori hatte sie in eine saubere Serviette geknüpft, Iwan gerade ein Stück Zeitungspapier darum gewickelt und sie in seine Hosentasche gesteckt. Nun lagen sie auf dem Tisch. Die Unterhaltung verlief stockend, doch nachdem Iwan einige russische Volkslieder gesungen hatte, verloren wir unsere Scheu. Beim Abschied baten sie, morgen wiederkommen zu dürfen. Wir sagten zu, und da bat Gregori um ein warmes Bad und saubere Unterwäsche. Wir ließen uns unsere Überraschung ob solcher Bitte nicht anmerken und versprachen, unser Möglichstes zu tun. Eine ganze Badewanne voll warmes Wasser? Der war wohl übergeschnappt? Kannte er unsere Nöte nicht? Doch wir beschlossen, es einzurichten, denn schließlich wurden wir nicht belästigt und das war ausschlaggebend. Alles hatte seinen Preis.

Am nächsten Morgen kamen neue Gefangene. Hinter Gardinen sahen wir wieder das traurige Schauspiel mit an. Man hätte heulen mögen. Wenigstens Durst sollten sie nicht leiden, auch wenn Gregori seine Forderungen stellte. Wir besprachen uns, dass wir freundlich zu den Russen sein würden, auch unter uns nichts Abfälliges über Russland sagen würden. Dann übten wir deutsche Volkslieder wie „Am Brunnen vor dem Tore“ oder „Schwarzbraun ist die Haselnuss“. Heute würden auch wir singen. Sie kamen, brachten wieder Essen mit. Gregori nahm sein Bad, Iwan spielte Gitarre und versuchte, auch unseren Gesang zu begleiten. Nikolajew schwieg.

Am nächsten Tag ging mein Vater wie üblich in die Laubenkolonie, um Wasser zu holen. Er hatte schon seit Jahren schlohweißes Haar, war abgemagert. Seine Kleidung war ihm viel zu weit. Er war noch keine 60 und sah doch viel älter aus. Ein Russe rief ihn an: „Du komm!“ Was wollte der denn? Man erwartete in

diesen Tagen nichts Gutes von den Russen. Trotzdem folgte mein Vater ihm – zu einer Gulaschkanone! Da war Reis übriggeblieben, und mein Vater bekam einen ganzen Eimer voll. Das war ja wie Weihnachten, so viel zum Essen! Unsere Vorräte waren fast aufgebraucht – und nun dieser Segen.

Unsere drei „Musketiere“, wie wir sie nannten, kamen wieder. Die Unterhaltung lief schon recht gut, bis Iwan sagte: “Stalin gut! Hitler nix gut!“ Wir nickten mit dem Kopf: „Ja, Stalin gut.“ Warum sollten wir ihnen sagen, dass wir Stalin für den größten Halunken hielten? Mochten sie denken, was sie wollten. Schließlich war er für sie der Mann, der sie zum Sieg geführt hatte. Unter seiner Führung wurde ihr Land von den Deutschen befreit.

Eines Mittags hörten wir lautes Krachen und Splittern. Da stand der jüdische Offizier und schlug mehrere Flaschen Alkohol kaputt. Wo diese Soldaten den wohl aufgetrieben hatten? Es gab doch seit Jahren keinen mehr. Vielleicht hatten die gefangenen deutschen Soldaten welchen gehabt? Jedenfalls wollte der Offizier nicht, dass seine Leute sich betranken.

Gefangene kamen, Gefangene wurden abtransportiert: täglich dasselbe traurige Bild. Sie klagten nicht über Hunger, obwohl sie sicher welchen hatten. Sie waren dankbar für das Wasser, das unsere Mütter ihnen brachten. Sie sahen verzweifelt in die Zukunft. Ob sie wohl Deutschland jemals wiedersehen würden? Einige schnitten sich die Pulsadern durch, ein hoher SA-Führer in voller Uniform und mit dem Parteiabzeichen stürzte sich vom dritten Stock aus dem Badezimmerfenster, nachdem auch er seine Pulsadern aufgeschnitten hatte. Von da an musste die Badezimmertür bei den Gefangenen stets offen bleiben. Doch es gab auch kleine Lichtblicke. Der Offizier kam und bat um Zivilkleidung für einen 15-jährigen Jungen, der in Hitlerjugenduniform bei den Kämpfen gefangengenommen wurden war. Diesen wollte er nicht nach Russland schicken. Wir gaben ihm Hemd und Hose und hofften, der Junge käme durch die zerstörte, noch umkämpfte Stadt zu seiner Mutter zurück.

So verging eine Woche. Endlich, am 2. Mai, hörten wir keinen Geschützdonner mehr. Da läuteten die Glocken von allen noch erhaltenen Kirchen. Ja, es musste Frieden herrschen, wenigstens hier in Berlin. Einige Tage später kam der endgültige Friede. Wir waren etwas zur Ruhe gekommen, doch eines Morgens bei Sonnenaufgang trommelte jemand vom Hof aus an das Fenster von Frau Hochschild im Erdgeschoss. Wir schreckten sofort aus dem Schlaf, denn wirklich ruhig leben, das konnten wir nicht. Die schrecklichen Ereignisse hatten ihre Spuren hinterlassen. Mein Vater spähte vorsichtig aus dem Fenster und sagte: „Das ist ja Nikolajew!“

Seine Truppe werde nach Russland zurückverlegt, erzählte er plötzlich in fließendem Deutsch. Als sie hier in der Nähe vorbeikamen, hätte er sich bei seinem Offizier ein Weilchen frei erbeten, um uns von seinem Schicksal und dem seiner Kameraden Mitteilung zu machen. Iwan dürfe seiner Verdienste wegen an der großen Siegesparade in Berlin teilnehmen; aber Gregori (der Freundliche, der Gebildete) sei in den allerletzten Tagen bei einer Motorradfahrt von „Werwölfen“ erschossen worden: welch ein Wahnsinn. Nikolajew, der wohl auf Befehl „ewig Stumme“, der uns aushorchen sollte, beherrschte die deutsche Sprache ausgezeichnet. Nun wollte er uns seiner Freundschaft versichern, uns eine letzte Kunde geben von unseren „Musketieren“. Er winkte noch einmal zu den Hausbewohnern hinauf, die alle aus den Fenstern schauten, ehe er zu seiner Truppe zurückkehrte.

Ich werde Nikolajew nie vergessen. Er hat uns gezeigt, dass man trotz allen Hasses, den man uns einimpfen wollte, den bösen Feind, sobald man ihn näher kennt, als einen Freund empfinden kann. Möge kommenden Generationen die Versöhnung mit anderen Völkern möglich sein.

Franz Jakesch

Das Schild über meinem Bett

Ich bin zwölf Jahre alt und liege mit einer eiternden Knieverletzung im Krankenhaus. Die Versorgung ist auf ein Minimum beschränkt. Ich darf und kann nicht aufstehen. Im Krankenzimmer sind zwölf Betten. Sechs davon sind belegt, fünf mit jugendlichen und alten Tschechen, ich bin der einzige Deutsche. Wir verständigen uns auf Tschechisch, welches ich einigermaßen beherrsche. Von den Tschechen werde ich deshalb anerkannt. Auf der Tafel über meinem Bett steht ein großes „D“. Der Buchstabe kennzeichnet mich als Deutschen.

Der Tag des 8. Mai verläuft – abgesehen vom immer näher kommenden Kanonendonner – relativ ruhig. Die Tschechen im Zimmer ereifern sich in lauten Gesprächen darüber, wie sie es den Deutschen nach dem Krieg heimzahlen werden. Ich bin vollkommen verängstigt, weil ich nicht weiß, was mit mir geschehen wird. Der Abend kommt, es wird dunkel. Alle schlafen. Plötzlich und schlagartig bricht in die Nachtruhe ein Inferno mit unheimlicher Intensität los. Bombeneinschläge direkt am Krankenhaus. Das Nachtlicht erlischt, Fensterscheiben klirren, im Zimmer und auf dem Gang schreit alles durcheinander vor Angst, Schmerzen und nach Hilfe. Wind weht durchs Zimmer, die schwarze Verdunkelung flattert in der Zugluft, draußen donnert und blitzt es unaufhörlich. Ich kann nicht aufstehen, bleibe allein in dem großen Zimmer. Ich sterbe fast vor Angst, schreie wie verrückt in das Inferno aus Krachen und Blitzen der Bombeneinschläge und dem unheimlichen Feuerschein der stockdunklen Nacht.

Auf einmal Ruhe. Ich zittere am ganzen Leib und bin dem Wahnsinn nahe. Plötzlich ertönt vom Gang her Trampeln. Ich höre, wie die Tür aufgestoßen wird und sehe schemenhaft im Schein von Taschenlampen, wie zwei Gestalten eine andere Gestalt in ein leeres Bett werfen, die Tür zuknallen und trampelnd weglaufen. Der Mensch im Bett schreit wie am Spieß in das

schaurig dunkle Krankenzimmer.

Unvermittelt und mit einem Schlag kommt die Wiederholung des Erstschlags: Wieder Krachen und Blitzen, dazu jetzt noch die Schmerzschreie meines Bettnachbarn. Ich halte es nicht mehr aus, lasse mich aus dem Bett auf den Boden fallen und robbe, das steife Bein nachziehend, zur Tür, greife zur Klinke und ziehe mich auf den Gang hinaus. Dort bleibe ich liegen. Irgendjemand muss mich dort gepackt und in den Keller geschleift haben; ich weiß es nicht, ich bin „weg".

Das Foto zeigt Franz Jakesch ein Jahr vor dem Kriegsende in Europa. Damals war der Zeitzeuge elf Jahre alt.

Als ich wieder zu mir komme, liege ich auf dem kalten Boden in einem Keller und glaube, ich bin in der Hölle. Beten, Winseln, Jammern, Schreien, alles durcheinander, von Kindern, Frauen, Männern, stehend, sitzend, liegend in Betten und auf dem Boden; ein Gestank von Kot, Urin und Eiter. Ich erinnere mich an verzerrte Gesichter im auf- und abflackernden Lichterschein einer Deckenfunzel. Viele klammern sich aneinander und suchen so ein bisschen Halt und Trost. Die Hölle kann nicht schlimmer sein.

Ich muss die Besinnung wieder verloren haben, denn als ich aufwache, ist es Tag und ich liege im Bett, die anderen auch. In einem vollkommen mit Blut verschmierten Bett liegt der nun bewusstlose Verwundete der vergangenen Nacht. Keiner weiß, wer er ist. Später erfahre ich, es war ein Hitlerjunge, angeblich ein „Werwolf", welcher im Aufbäumen der deutschen Truppen ver-

wundet aufgelesen und ins Krankenhaus gebracht wurde. Es ist der 9. Mai 1945. Die Sonne geht auf. Im Zimmer liegen Glasscherben der zerborstenen Fenster. Es zieht. Die Tschechen freuen sich. Ich merke, der Krieg muss aus sein. Plötzlich hört man wieder im ganzen Haus Schreie, aber andere als in der Nacht: gesunde, kräftige, in einer mir unverständlichen Sprache. Es krachen Türen und dann folgen wieder Angst und Schmerzensschreie zwischen dem gesunden, kräftigen Gebrüll. Plötzlich fliegt auch unsere Zimmertür mit einem Krachen auf und ich sehe fremde Soldaten mit Maschinenpistole im Anschlag im Türrahmen stehen. Ich tauche unter die Bettdecke. Ich höre, wie die Soldaten von Bett zu Bett gehen, von den Tschechen laut und freudig begrüßt. Vor meinem Bett bleiben sie stehen und schreien: „Njemez!“ Sie haben das Schild überm Bett gesehen ...

Ich bleibe unter der Decke, zittere am ganzen Leib, kann die Zähne nicht ruhig halten und habe furchtbare Angst. Jetzt sind die Tschechen meine Rettung: Sie erklären den Russen, dass ich doch noch ein Kind sei und in Ordnung wäre. Die Russen ziehen tatsächlich ab. Ich krieche unter der Bettdecke vor und kann mich nicht halten; ich heule los und werde liebevoll von den Tschechen getröstet.

Das war mein Kriegende am 8./9. Mai 1945.

Viktor Levengarts

Das alte Foto im Bücherschrank

Das Foto ist schon mehr als sechzig Jahre alt. Es steht hinter Glas im Bücherschrank, gelehnt an farbige Bucheinbände. Zwei junge Menschen: Er und sie. Nach dem Bild zu urteilen ist er sehr stattlich, das Gesicht oval, die Nase über den geschwungenen Lippen länglich und auffallend groß. Lockiges Haar umrahmt in kleinen langen Wellen die hohe Stirn. Ein ruhiger Blick, der unter hellen Augenbrauen hervor scheint, verrät etwas von tiefer Freude. Ein dunkler Anzug, ein weißes Hemd, eine Krawatte. Sie lehnt ihren Kopf an seine Schulter. Ihre schwarzen Augenbrauen sind so dicht, als wären sie gemalt. Dunkles, weiches Haar bedeckt ihren Kopf wie ein kleiner Hut. Ihre großen Augen spiegeln das Gefühl vollkommener Ruhe. Das sind meine Eltern, ein sehr schönes Paar. Meine Mutter ist auf dem Bild kaum 28 Jahre alt, der Vater in einem Monat 31. Mich selbst gab es noch nicht. Jahre später kam der 22. Juni, an dem der Krieg begann. Nach dreizehn Tagen ging mein Vater an die Front zur Volkslandwehr. Gerade hatte er seinen 36. Geburtstag gefeiert.

Bescheinigung Nr. 282: Hiermit wird bestätigt, dass Lev Michailowitsch Levengarts als Soldat in den Reihen der Armee steht – Rotarmist seit dem 5. Juli 1941. Beglaubigt durch Unterschriften und Stempel.

Bilder, Briefe, Postkarten und andere Kleinigkeiten in einem Haus erzeugen das Gefühl, die Menschen, mit denen sie verbunden sind, seien tatsächlich anwesend. Ich höre ihre Stimmen, sehe den Ausdruck ihrer Gesichter, ihre Augen. Ich spreche mit ihnen. Seit einiger Zeit löst diese Bescheinigung dasselbe Gefühl aus. Sie hat längst aufgehört, nur eine Bescheinigung zu sein, ein Blättchen mit Worten darauf. Durch sie ist der Vater immer anwesend. Als er an die Front geht, bin ich dreieinhalb Jahre alt. Man kann sagen, dass ich ihn eigentlich nicht kenne, sieht man von einzelnen Bildfragmenten ab, die aus der zarten Kindheit im Gedächtnis haften geblieben sind und für immer bei uns bleiben. Ja, ich

kenne ihn eigentlich nicht. Mit den Jahren, verringert sich dennoch nicht meine Liebe zu ihm. Ich kann ihn nicht vergessen, auch wenn ich mich seiner fast nicht entsinnen kann.

Er war an die Front gegangen. Sein Truppenteil stand bei Leningrad, unweit der Luga. Von dort schrieb er der Mutter, wie schön dieser Fluss sei. Er glaubte, dass der Krieg bald zu Ende sein werde und hoffte, einmal wieder dorthin zu kommen. Er kämpfte nicht lange. Seine Einheit wurde eingekesselt und man lieferte ihn mit vierzehn Splitterverletzungen ins Spital ein. Lange Zeit verbrachte er in einem Dämmerzustand. Dann schien es, dass sein Zustand sich bessere, obwohl er seine Arme noch nicht benutzen konnte. Schließlich kam einer der größten Feiertage – der 7. November, der Revolutionsfeiertag. Vielleicht wussten die Mitarbeiter des Spitals, dass mein Vater vor dem Krieg Literaturlehrer war und schenkten ihm deswegen einen Band der Gesamtwerke von Lermontow. Dieses Buch steht ebenfalls im Bücherschrank. Es ist nicht mehr nur eine Gedichtsammlung des Lieblingsdichters meines Vaters, sondern ein Stück seines Lebens. Ein Fenster in seine Zeit. Man schrieb den Winter 1941/42, als meine Mutter eine Mitteilung aus dem Spital bekam:

Ihr Gatte, der Rotarmist Lev Michailowitsch Levengarts, gebürtig in der Stadt Jakutsk, wurde, dem Militärschwur treu, unter Beweis von Mut und Heldentum, im Kampf für die sozialistische Heimat schwer verwundet und starb am 28. Februar 1942.

Wenig später begann der Frühling. Wäre der Frühling eher gekommen, so scheint es mir heute, wäre Vater möglicherweise erleichterter gegangen. Er starb, indem er uns verteidigte. Aber er starb nicht im Krieg mit dem deutschen Volk, mit Deutschland, sondern im Krieg gegen eine satanische Maschinerie des Bösen.

Vor kurzem war ich auf einer Dienstreise in Deutschland. Obwohl 50 Jahre vergangen sind, hatte ich Angst, eine innere Erbitterung, eine Feindseligkeit in diesem Lande empfinden zu müssen, wo, wie es mir schien, noch heute der Geist der Vergangen-

heit schwebt. Schließlich reiste ich in ein Land, von dem aus der Krieg zu uns kam, zu dessen Opfern auch mein Vater zählte. Die Firma, zu der ich entsandt worden war, befand sich in Bocholt. Ich selbst wohnte in Borken, einem kleinen Städtchen im Nordwesten Deutschlands an der Grenze zu Holland. In meiner knapp bemessenen Freizeit schlenderte ich durch die Straßen dieses Städtchens, besuchte Geschäfte, Cafés, las die Schilder, beobachtete Passanten, hörte aufmerksam ihren Gesprächen zu und versuchte sie zu verstehen. Ich lächelte ihnen zu. Sie sahen mich an und lächelten zurück.

Wer sind sie? Franzosen, Engländer, Italiener? Aber nein, das sind Deutsche, schließlich bin ich in Deutschland. Aber wodurch unterscheiden sie sich von den Franzosen, Engländern, Italienern? Wahrscheinlich unterscheiden sie sich kaum. Die einen wie die anderen sind Blumen, die auf einer Wiese wachsen – Kamillen, Glockenblumen, Kornblumen, Veilchen. Unter der Erde verflechten sich ihre Wurzeln. Sie sind Teil eines von der Natur gewebten Teppichs. Pflückte man eine Kamille, verbliche das ganze Muster, verlöre seinen Glanz, bliebe nicht vollständig. Es würde etwas fehlen.

In den Regalen meiner Hausbibliothek stehen nebeneinander die Bücher von Heine, Goethe, den Brüdern Mann, Böll, daneben Puschkin, Lermontow, Block, Bunin und die Schallplatten von Glinka, Musorgskij, Tschaikowsky stehen neben denen von Bach, Beethoven, Schumann. In meinem Album sind die Fotos von Klaus Treptow und Manfred Claus zu sehen. Mit ihnen habe ich an der Hochschule studiert.

Der Vater ging an die Front, nicht um zu erobern, sondern um zu verteidigen. Er kam ums Leben, als ich vier Jahre alt war. Fotos, Bescheinigungen, Benachrichtigungen – früher waren sie für mich nur eine Erinnerung, eine Art Zeichen, das man nicht vergessen dürfte. Heute hingegen beleben sie das Haus und stellen die Verbindung her zwischen mir und den Menschen, an die sie erinnern. Sie haben einen unbezahlbaren Wert.

Das alte Foto aus dem Bücherschrank von Viktor Levengarts zeigt seine Eltern. Vater Lev Michailowitsch kämpfte und fiel im Zweiten Weltkrieg für die Rote Armee. Viktor Levengarts lebt heute in Deutschland. Sein großes Ziel heißt Versöhnung.

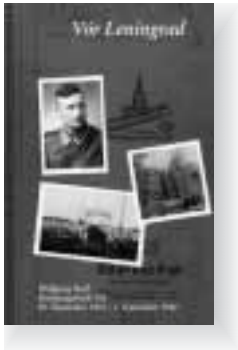
Bücher für Freunde und Förderer

Herausgegeben vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.

Band 1
Erzählen ist Erinnern

Kurzgeschichten aus
80 Jahren Volksbund.

Kassel 1999
240 Seiten



Band 3
Vor Leningrad

Wolfgang Buff – Kriegstagebuch
Ost. 29. September 1941 –
1. September 1942.

Kassel 2000
120 Seiten

Band 4
Menschen wie wir ...
Teil I

Erinnerung an geliebte
Menschen.

Kassel 2000/2001
240 Seiten

Band 5
Menschen wie wir ... Teil II

Erinnerung an geliebte Menschen.

Kassel 2001/2002
240 Seiten

Band 6
Weihnachtsgeschichten aus schwerer Zeit

Erzählt von Freunden und Förderern des Volksbundes.

Kassel 2002/2003
240 Seiten

Band 7
Schicksal in Zahlen

Informationen über die weltweite Arbeit des Volksbundes und Verzeichnis der deutschen Kriegsgräberstätten.

Kassel 2004
240 Seiten

Band 8
Stille Nacht, Heilige Nacht

Weihnachtsgeschichten aus schwerer Zeit

Kassel 2004
240 Seiten

Autorenbuchreihe „Erzählen ist Erinnern“

Mit der Buchdrucktechnik „print-on-demand“ (Druck nach Bedarf) ist es heute möglich, kleine Buchauflagen schnell und preiswert herzustellen. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge bietet Ihnen in Zusammenarbeit mit BMoD, einem Unternehmen der Bertelsmanngruppe, die Möglichkeit, in seiner Autorenreihe „Erzählen ist Erinnern“ Texte – Berichte, Tagebücher, Erzählungen und Gedichte – in kleinen Auflagen zu veröffentlichen und bekannt zu machen.

Haben Sie Interesse oder sogar schon einen Text vorliegen? Dann senden Sie diesen bitte an die Redaktion des Volksbundes. Wir stellen fest, ob Ihr geplantes Buch für die Aufnahme in die Volksbund-Buchreihe „Erzählen ist Erinnern“ geeignet ist. Ist dies der Fall, leitet der Volksbund Ihr Manuskript an BMoD weiter. Sie erhalten von BMoD ein Angebot über die Vorbereitung zum Druck und den Druck des Buches in der von Ihnen gewünschten Ausstattung und Auflage.

Für den Absatz ihrer Bücher sind die Autoren selbst zuständig! Der Volksbund vermittelt nur den Kontakt zur Druckerei. Er stellt aber für alle seine Förderer (Mitglieder und Spender) kostenlos die Titel aus der Reihe in der Mitgliederzeitschrift, anderen Publikationen und im Internet vor. Die Autoren kümmern sich selbst um die Bestellungen und deren Abwicklung. Sie legen auch selbst den Buchpreis (zuzüglich Versandkosten) fest. Die Autoren müssen deshalb damit einverstanden sein, dass die angegebenen Adressen in den Publikationen und auf den Internetseiten des Volksbundes als Bestelladressen genannt werden.

Ist das Buch ausschließlich für interne Zwecke (zum Beispiel ausschließlich für die Verteilung in der eigenen Familie) bestimmt, kann es nicht in die Volksbund-Buchreihe aufgenommen werden! Alle Kosten übernehmen bei diesem Verfahren die Autoren. Der Volksbund als Organisation, die für ihre Arbeit selbst auf Beiträge und Spenden angewiesen ist, kann leider keinen Zuschuss leisten.

Sollte es notwendig oder von Ihnen gewünscht sein, kann der Text sorgfältig lektoriert (inhaltlich bearbeitet) werden. Für Lektorat entstehen allerdings zusätzliche Kosten. Für alle notwendig werdenden Leistungen bis hin zum Druck und zur Auslieferung Ihrer Bücher erhalten die Autoren eine Kostenaufstellung. Die Kosten für Druck und Versand richten sich – je nach Buchumfang und Auflage – nach einer festen Preistabelle. Die Kosten für weitere Leistungen werden nach Aufwand berechnet.

Wenn Sie über ein Manuskript verfügen, eines schreiben möchten oder Interesse an der Veröffentlichung in der Volksbund-Buchreihe „Erzählen ist Erinnern“ haben, melden Sie sich bitte bei:

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.
– Stichwort: Autorenbuchreihe –
Werner-Hilpert-Straße 2
34112 Kassel
Tel. 0561-7009-156, Fax 0561-7009-221
E-Mail: redaktion@volksbund.de

Voraussetzungen für die Veröffentlichung in der Buchreihe
Ihr Text muss in Zusammenhang mit den Zielen und der Arbeit des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge zu bringen sein. Es könnten Erinnerungen aus der Kriegszeit sein, Kriegstagebücher, Gedanken oder Gedichte zu Krieg und Frieden, Erlebnisse im Rahmen der Arbeit für den Volksbund, mahnende und besinnliche Texte. Die erste Sichtung Ihres Manuskriptes durch den Volksbund wird ergeben, ob dies der Fall ist. Es lohnt sich aber immer, dies mit dem Volksbund vorab zu klären.

Selbstverständlich können Beiträge, die nicht mit der Satzung des Volksbundes vereinbar sind, insbesondere kriegsverherrlichende Texte oder Texte mit politischen Absichten, nicht in die Volksbund-Buchreihe „Erzählen ist Erinnern“ aufgenommen werden.

Bereits vorliegende Bücher können grundsätzlich nicht nachträglich in die Reihe aufgenommen und wie diese vorgestellt werden.

Impressum

„Krieg ist nicht an einem Tag vorbei“

Herausgegeben vom
Volksbund Deutsche Kriegräberfürsorge e. V.
Werner-Hilpert Straße 2
34112 Kassel
www.volksbund.de

Verantwortlich: Bernhard Hanse
Stellvertretender Generalsekretär

Redaktion: Maurice Bonkat,
mit Unterstützung von Dr. Martin Dodenhoeft, Alexander Kästner und Nicole Brauner

Gestaltung: printmedia agentur • Sebastian Umbach
www.printmedia-agentur.de

Druck: GGP Media, Pössneck
2005-50

Unterstützt mit Projektförderungsmitteln der:
Stiftung Gedenken und Frieden